

Ethno- psychoanalyse

Das Unbewußte
in Wissenschaft und Kultur

Matthias Adler

Mit einem Geleitwort von
Sven Olaf Hoffmann

5991



S, Ethn EPS 26



Schattauer Stuttgart -
New York 1993

Autor:

Dr. M. Adler
Kaiser-Friedrich-Ring 53
65185 Wiesbaden

Gewidmet meinem Sohn,
meiner Lebensgefährtin
und beider –
meist – freundlicher Geduld

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Adler, Matthias:

Ethnopschoanalyse : das Unbewusste in Wissenschaft und
Kultur / Matthias Adler. – Stuttgart ; New York : Schattauer,
1993

ISBN 3-7945-1507-2

In diesem Buch sind die Stichwörter, die zugleich eingetragene Warenzeichen sind, als solche nicht besonders kenntlich gemacht. Es kann also aus der Bezeichnung der Ware mit dem für diese eingetragenen Warenzeichen nicht geschlossen werden, daß die Bezeichnung ein freier Warenname ist.
Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie die Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert werden.

© 1993 by F. K. Schattauer Verlagsgesellschaft mbH, Lenzhalde 3, 70192 Stuttgart, Germany

Printed in Germany

Umschlag

Idee: Wulf Betram

Gestaltung: Bernd Burkart

Druck und Einband: Allgäuer Zeitungsverlag, Kotterner Straße 64, 87435 Kempten, Germany

ISBN 3-7945-1507-2

Prolog

"Ich sagte Ihnen, die Psychoanalyse begann als eine Therapie, aber nicht als Therapie wollte ich sie Ihrem Interesse empfehlen, sondern wegen der Aufschlüsse, die sie uns gibt über das, was dem Menschen am nächsten geht, sein eigenes Wesen und wegen der Zusammenhänge, die sie zwischen den verschiedensten seiner Betätigungen aufdeckt." (Freud 1933, S. 584f., zit. nach Erdheim 1988, S. 229)

I. Die "Kultur- und Persönlichkeitsforschung" (engl.: "Culture and Personality")

Definition. Allgemeines zur Entstehung. Boas und Freud

"Culture and Personality" - meist als Synonym gebraucht für "Psychological Anthropology" (Honigmann 1975, S. 602; Williams 1975, S. 4)³ - bezeichnet im allgemeinen die psychologisch orientierte Richtung der Anthropologie, die sich ab etwa den 20er Jahren dieses Jahrhunderts insbesondere in den USA konstituiert hat. Nach Beuchelt (1988a) geht die Bezeichnung "Culture and Personality" auf Sapir zurück, der sie als erster verwandte.

Honigmann, einer der Repräsentanten der jüngeren Generation dieser Schule, gibt folgende Definition:

*"Psychologische Anthropologie, so wie ich sie verstehe, bedient sich der Konzepte und Theorien der Psychologie (und auch Psychiatrie) bei der Untersuchung der bedeutsamen Rolle, die nach ihrer Auffassung dem Individuum bei der Schaffung, Gestaltung und Aufrechterhaltung von Kultur und sozialer Struktur zukommt. Aus der entgegengesetzten Perspektive untersucht sie die Auswirkungen der Kultur und Sozialstruktur auf die Erfahrungen der Individuen, einschließlich ihrer Verhaltensweisen und geistigen Gesundheit." (Honigmann 1975, S. 601)***

Eine andere Perspektive gibt Jahoda:

"Ihr Ziel [d.h. der Kultur- und Persönlichkeitsforschung] ... war, Erklärungen darüber abzugeben, was - auf der Ebene der Persönlichkeit - als intrakulturell Ähnliches und was als interkulturell Verschiedenes in Erscheinung trat." (Jahoda 1982, S. 81; Ergänzung M.A.)

Erste Anregungen, psychologische Aspekte in ethnologische Forschungen einzubeziehen, finden sich schon bei Franz Boas (Girtler 1979, S. 247; Jahoda 1982, S. 26f.).

³ Von manchen Autoren wird gefordert, "Culture and Personality" als nur einen, wenn auch zentralen Bestandteil innerhalb der komplexeren Disziplin der "Psychological Anthropology" anzusehen (beispielsweise: Hsu 1961, S. 6ff. oder Bock 1980, S. 57-59).

** vgl. Anmerkung zur Übersetzung fremdsprachiger Zitate, S. 193

Boas wird im allgemeinen als der (Gründer-) "Vater der amerikanischen Ethnologie", der (amerikanischen) Kulturanthropologie angesehen (Beuchelt 1974, S. 229; Stagl 1988). Er selbst hat sich psychologischen Fragestellungen nicht zugewandt. Seine Studien sind empirisch-kulturhistorisch ausgerichtet (vgl. S. 11), und mit seiner entschieden anti-evolutionistischen Kulturauffassung gibt er den theoretischen Rahmen vor für die zunehmend bedeutsame These des "kulturellen Relativismus" der Kulturanthropologie (Rudolph 1968).⁴

Aus der Boas-Schule nun gingen die Wissenschaftler hervor, deren Arbeiten einen ersten essentiellen Bestandteil der Kultur- und Persönlichkeitsforschung bildeten. Unter anderen waren dies E. Sapir, M. Mead, R. Benedict, C. DuBois, R. Linton. Innerhalb der (amerikanischen) Kulturanthropologie kann die Kultur- und Persönlichkeitsforschung somit als eine spezielle Subdisziplin angesehen werden (Girtler 1979, S. 247; Streck 1987, S. 122). Kulturrelativistische Auffassungen bilden die ideengeschichtliche Basis in den Arbeiten der meisten ihrer Repräsentanten.

Einen entscheidenden Impuls für das Zustandekommen der neuen Forschungsrichtung erhielten die Amerikaner durch die Bekanntschaft mit tiefenpsychologisch-psychoanalytischen Theorien: In Europa hatte ab etwa Beginn des 20. Jahrhunderts Freud, anfänglich in Zusammenarbeit mit seinen Schülern (und späteren Kontrahenten) Adler und Jung, eine Theorie entwickelt, die - ausgehend von der Behandlung psychisch kranker Individuen - den Anspruch erhob, ein universales Erklärungsmodell zu liefern in bezug auf 1. die seelisch-geistige Entwicklung des Individuums, einschließlich der daraus resultierenden psychischen "Strukturen" und "Mechanismen" und 2. die Genese von Gesellschaft(ung), Kultur und "Zivilisation".

"In den frühen dreißiger Jahren wurde in vielen Bereichen der Anthropologie ein Einbruch der Psychodynamik beobachtet. Er führte dazu, daß ein bis dahin vernachlässigter Teil beim Studium des Menschen in den Mittelpunkt rückte, nämlich der Mensch selbst." (Kardiner und Preble 1961/1974, S. 228).⁵

⁴ Vgl. Berg (1990), der die geistesgeschichtlichen Wurzeln des Boas'schen Denkens in der deutschen Philosophie, speziell in den Werken Herders, aufzeigt.

⁵ In diesem Zitat wird schon angedeutet, daß die Einbeziehung psychodynamischer Aspekte in die Kulturanthropologie, die diese eben von einer Kulturwissenschaft zur Kultur- und Persönlichkeitsforschung werden läßt, überwiegend zur Erhellung des letztgenannten Gegenstands, der "Persönlichkeit", dienen sollte. Leider wird "Persönlichkeit" von der Kultur- und Persönlichkeitsforschung in keiner Weise einheitlich aufgefaßt (Beuchelt 1974, S. 347f.; vgl. auch Barnouw 1973, S. 7f.). Hier steht die Kultur- und Persönlichkeitsforschung jedoch nicht allein, wenn man bedenkt, daß Allport (1937) für die allgemeine Psychologie schon ca. 50 Definitionsversuche für "Persönlichkeit" aufführt - offensichtlich ist "Persönlichkeit" ein ähnlich schillerndes Abstraktum wie "Kultur" (vgl. hierzu die bekannte Auflistung von Definitionen von Kroeber und Kluckhohn 1952/63).

Speziell unter Psychoanalytikern - und dies ist hier von besonderer Relevanz - scheint das Konzept "Persönlichkeit" aber ebenfalls umstritten: Hoffmann, der "Persönlichkeit" (in etwa) mit "Charakter" gleichsetzt (1979/1984, S. 15), zeigt in einer umfassenden Abhandlung die Heterogenität der Theorien

Mit der Machtergreifung der Faschisten waren neben Freud viele andere, meist jüdisch-stämmige Tiefenpsychologen und Psychoanalytiker aus Deutschland und Österreich nach England und insbesondere in die USA emigriert. Einige unter ihnen modifizierten Teile der psychoanalytischen Theorie und ermöglichten somit ihre Aufnahme in weite Bereiche der amerikanischen Sozialwissenschaften, darunter auch die Ethnologie (Schoene 1966, S. 4; Hauschild 1981, S. 162).

Hier sollen nun cursorisch einige zentrale Thesen des Freud'schen Denkens aufgeführt werden; dies mit dem Ziel, im folgenden zeigen zu können, welche dieser Thesen von der Kultur- und Persönlichkeitsforschung aufgenommen wurden und somit für ihre Entwicklung von Bedeutung gewesen sind, bzw. - im Gegensatz dazu - zu verdeutlichen, in welchen Punkten sich die neue Schule von dem originär Freud'schen Denken unterscheiden sollte.⁶

In bezug auf die individuelle psychische Entwicklung kam Freud zu folgenden Einschätzungen:

1. Angeborene, biologisch determinierte Triebkräfte sind der Motor des menschlichen Organismus. Von ausschlaggebender Bedeutung ist, neben dem Nahrungstrieb, der Sexualtrieb (Triebmodell).
2. Die psychische Entwicklung des Menschen durchläuft, ähnlich der somatischen und parallel zu ihr, festgelegte Phasen; die Abfolge dieser Phasen sowie ihre relative und ungefähre Dauer ist universell (Phasenmodell von oraler, analer, phallisch-ödipaler, Latenz- und schließlich genitaler Periode).⁷

zur Genese und "Beschaffenheit" des Abstraktums "Charakter" seit Freud; sogar bei Freud fänden sich zwei verschiedenartige Charakterkonzeptionen: zum einen sei Charakter gekennzeichnet durch "relative Konsistenz und zeitliche Stabilität", zum anderen stehe Charakter synonym für den jeweiligen dynamischen Prozeß, wie er sich als Ausdruck und Resultat konflikthafter triebbezogener Mechanismen im Individuum ergibt (Hoffmann 1984, S. 23).

Wie im weiteren Verlauf der Arbeit noch deutlich werden wird, kommt die Auffassung der meisten Vertreter der Kultur- und Persönlichkeitsforschung dem erstgenannten Konzept der tendenziell stabilen "Charakterstruktur" (Hoffmann 1984, S. 23) am nächsten.

(Letztgenannte Modellvorstellung wird - innerhalb einer allgemeiner gefaßten Psychologie - auch unter dem Oberbegriff des "Eigenschaftsansatzes" bzw. des "typologischen Ansatzes" subsumiert: z.B. Häcker 1988, S. 532).

⁶ Darüber hinaus war ein Auswahlkriterium die Relevanz, die die dargestellten Thesen für die inhaltliche Ausrichtung der später zu behandelnden ethnopschoanalytischen Ansätze haben sollten. Natürlich erhebe ich hier keinen Anspruch auf vollständige und optimale Darstellung des Freud'schen Gedankenguts - psychoanalytisch versiertere Leserinnen und Leser mögen mir dies nachsehen.

⁷ Von manchen Psychoanalytikern wird die phallisch-ödipale Phase auch als erster Abschnitt der genitalen Phase angesehen, dem, nach Ablauf der Latenzperiode, die zweite, im engeren Sinne genitale Phase folgt. Diese etwas widersprüchliche Kategorisierung scheint jedoch schon im Freud'schen Werk angelegt (vgl. LaPlanche und Pontalis 1967/1982, S. 167-168).

3. Die entscheidenden Reifungsvorgänge des Individuums finden während der Kindheit bis etwa zum Beginn der Latenzphase mit 6-7 Jahren statt. In dieser Zeit wird der Grundstein dafür gelegt, in welcher speziellen Art und Weise die Psyche des Einzelnen (im Sinne von "Charakter", aufzufassen als "Summe" der typischen psychodynamischen Mechanismen) im folgenden sich konstituiert. Eine wichtige Rolle spielen hier sog. "traumatische", d.h. psychisch verletzende Erlebnisse (Traumatheorie).⁸
4. Die Bedürfnisse/Triebe des Individuums geraten häufig in Konflikt mit den Erwartungen und Zwängen, mit denen die Gesellschaft das Individuum konfrontiert (Konfliktmodell).
5. Die genannten Zwänge und Anforderungen, die von außen auf den Einzelnen einwirken, können von diesem verinnerlicht ("internalisiert") und als eigene erlebt werden.
6. Eine Möglichkeit für das Individuum, derartige Konflikte (s. 4. und 5.) zu "lösen", besteht im Unbewußtmachen/Verdrängen des Triebes. Hierbei bleibt die aufgestaute "libidinöse" Energie erhalten bzw. muß auf andere Art als die primär intendierte zur Abfuhr gebracht werden (Energimodell, Vorstellung von deren Erhaltung).
7. Der Aufbau der Psyche kann **modellhaft** in drei "Instanzen" gegliedert werden: "Es", "Ich" und "Über-Ich":
 Im Es sind die triebhaften, "animalischen" Anteile des Menschen repräsentiert (z.T. auch als Resultat von Verdrängungsprozessen). Seine "Inhalte" sind überwiegend unbewußt.
 Das Ich bedeutet diejenigen Persönlichkeitsanteile, die dem Menschen am stärksten bewußt sind; hier sind Prozesse der rationalen Entscheidungsfindung, Selbstkontrolle, die Verbindung zur Realität lokalisiert. Auch finden sich Selbst-Gefühl und Selbst-Bewußtsein (im wörtlichen Sinne) im Ich. Es "koordiniert" die "Aktivität" der psychischen "Instanzen" untereinander sowie mit der Außenwelt. Dennoch sind Konflikte häufig (s.o.).
 Über-Ich ist die "Instanz" des (moralischen) Gewissens, des Zensors. Hier werden die von außen kommenden ethischen Anforderungen, Verbote usw. "internalisiert".
 Die "Instanzenlehre" wird - neben der Unterscheidung der Arten psychischer "Inhalte" (s. 9.) - auch als "Topik" bezeichnet.
8. Das Resultat nicht optimaler Lösungsversuche (s. 6.) kann psychische Krankheit (z.T. auch körperlicher Störung) sein (Neurosenmodell).

9. Viele Handlungen, Haltungen und gefühlsmäßige Reaktionen sind - zumindest partiell - unbewußt bedingt (s. auch 3.). Aus dieser Annahme resultiert die "Topik" von bewußten, vorbewußten und unbewußten "Inhalten".
10. Einen zentralen Konflikt, dessen Wurzel in der frühen Kindheitsgeschichte (speziell: der "phallischen" Phase) liegt, beinhaltet die "ödispale Situation": Das Kind begehrt den gegengeschlechtlichen Elternteil (im klassischen Fall der Sohn die Mutter); die (reale wie intrapsychisch repräsentierte) Anwesenheit des überlegenen gleichgeschlechtlichen Elternteils verhindert die (auch nur durchgängig phantasierte) Verwirklichung des Triebwunsches.
 (vgl. Neel 1974; Laplanche und Pontalis 1967/1982; Mertens 1983).

Freuds Aussagen zur Kulturtheorie sind überwiegend in seinem Buch "Totem und Tabu" (1913a) sowie in seinen Spätwerken "Die Zukunft einer Illusion" (1927) und "Das Unbehagen in der Kultur" (1930) enthalten; hier der Versuch, das von ihm entwickelte Kulturmodell darzustellen:

1. Eine originäre Rolle ebenfalls für die Kulturentstehung spielt der Ödipuskonflikt: So habe sich in prähistorischer Zeit der Mord am Urvater durch die die Frauen begehrenden Söhne tatsächlich zugetragen; die "Ahnung" um die Freveltat sei in der genetischen Ausstattung jedes Menschen vorhanden und werde mit Durchlaufen der "ödispale" (phallischen) Phase vom Individuum als Konflikt reaktualisiert (Schoene 1966 bezeichnet diese These als den "phylogenetischen Universalismus" Freuds).
2. Die kulturelle Entwicklung der "Gattung Mensch" ist ein getreues Abbild des Verlaufs der psychophysischen Reifung des Einzelnen (Ontogenese = Phylogenese, in Anlehnung an das "Haeckel'sche Grundgesetz": Haeckel 1868).
3. Der (unter 1.) geschilderte "Menschheitskonflikt" aus den Komponenten Triebwunsch (nach Inzest) und verbotendem Prinzip führt nun - in Zusammenhang mit dem latent vorhandenen Wissen um die (prä)historische Tat und das resultierende Scheitern dieses Lösungsversuchs - zur zunehmenden Triebunterdrückung beim Einzelnen und Umleitung aufgetauter Triebenergie auf kulturschaffendes Handeln.
4. Kulturentwicklung folgt somit einem streng evolutionistischen Prinzip, wobei die Höhe des erreichten Kulturniveaus dem Ausmaß an Triebverdrängung entspricht.

Neben anderen ist eine zentrale Konsequenz aus diesen Thesen die von Freud postulierte Annahme "Einige(r) Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker" (Freud 1913b).

⁸ Ursprünglich hatte Freud unter Traumata körperlich oder psychisch verletzende reale Ereignisse verstanden. Im weiteren Verlauf der Theoriebildung rückte er jedoch hiervon ab und erweiterte den Traumbegriff auf (allgemein) psychisch problematische Erlebnisse und Konstellationen, denen das Kleinkind ausgesetzt ist (vgl. LaPlanche und Pontalis 1982, S. 513-518).

Trotz der Bedeutung psychoanalytischer Theorieelemente für die Entstehung der Kultur- und Persönlichkeitsforschung, die zudem in sehr unterschiedlichem Ausmaß Eingang in die verschiedenen Richtungen gefunden haben, bleibt die Kultur- und Persönlichkeitsforschung ein "Kind" der (amerikanischen) Kulturanthropologie. Dies insbesondere im Hinblick auf die Übernahme der Grundthese des "kulturellen Relativismus", die den evolutionistischen Vorstellungen Freuds diametral entgegengesetzt ist. Auch das Freud'sche Postulat, die individuellen Triebe seien die entscheidenden, nur noch auf Biologisches reduzierbaren Bewegkräfte für die Ausgestaltung der menschlichen Existenz, wird von der Kultur- und Persönlichkeitsforschung - ganz in der Tradition der zunehmend am kulturellen Milieu orientierten Kulturanthropologie - nicht übernommen. Andererseits geht der Kultur- und Persönlichkeitsforschung in der Hinwendung zu psychologischen Fragestellungen die historische Perspektive, wie sie gerade von Boas in seine Arbeiten einbezogen wird, verloren.

Es soll im folgenden der Versuch unternommen werden, eine repräsentative Auswahl aus der Kultur- und Persönlichkeitsforschung zu geben. Keinesfalls kann dies eine erschöpfende Darstellung der Theoriegeschichte bedeuten; vielmehr sollen - z.T. unter Rückbezug auf entsprechend relevante psychoanalytische Thesen - konzeptionelle Schwächen herausgearbeitet werden, wie sie meiner Ansicht nach bei einem Großteil dieser einzelnen Strömungen nachweisbar sind. In etwa bezeichnet die hier vorgenommene Gliederung auch die chronologische Position der dargestellten "Schulen".

Behandelt werden:

1. die "konfiguralistische" Richtung, die insgesamt noch sehr stark der (traditionellen) Kulturanthropologie verhaftet ist und eher global-psychologische, kaum im eigentlichen Sinn psychoanalytische Elemente in ihre Theorie aufgenommen hat
2. der Ansatz von Kardiner, Linton, DuBois u.a., in deren Mittelpunkt die Annahme einer durch primäre Institutionen geprägten "Basispersönlichkeit" steht
3. Studien zum "Nationalcharakter" - ein Versuch, das Kardiner'sche Modell auf komplexe und großräumige, "neuzeitliche" Staatengebilde zu übertragen
4. schließlich die "Whiting-Schule" mit ihren transkulturellen Untersuchungen zu Fragen der kindlichen Sozialisation

Während die drei erstgenannten Richtungen als exemplarisch für "holistisch-idiographisches" Vorgehen angesehen werden können, sind die Arbeiten der "Whiting-Schule" ein Beispiel für "nomothetische" Ausrichtung:

Als "holistisch/idiographisch" werden solche Studien bezeichnet, die Kultur und/oder Persönlichkeit als umfassendes Ganzes, in ihrer Totalität und gleichzeitig Einmaligkeit zu begreifen und darzustellen versuchen.

"Nomothetisch" werden genannt jene Ansätze, die sich - innerhalb des Interdependenzverhältnisses von Kultur und Persönlichkeit - um die Erhellung von Teilaspekten bemühen, u.a. mit dem Ziel, einzelne unsichere Voraussetzungen, Fragen und Widersprüchlichkeiten, die sich aus den (zeitlich eher vorangehenden) idiographischen Arbeiten ergeben hatten, aufzugreifen und - meist mit Hilfe statistisch-interkultureller Vergleichsverfahren - zu klären (Spindler 1978, S. 31-32; Stagl 1981, S. 128; Müller 1981, S. 196; ursprünglich Windelband 1924: vgl. Anm. 56).

Nach der Vorstellung der einzelnen "Schulen" werden in der Zusammenfassung sowie der sich anschließenden Kritik die Thesen der Kultur- und Persönlichkeitsforschung systematisch zu diskutieren sein (Kap. I., 5.). Das zum Ende dieses Kapitels verfaßte Résumé wird den Resultaten dieser Diskussion Rechnung tragen und ist speziell in Hinblick auf Kap. II, "Ethnopsychoanalyse", konzipiert.

1. Die "Konfiguralisten": E. Sapir, R. Benedict. Frühe Arbeiten von M. Mead

"Der 'Konfiguralismus', das Auffinden hervorstechender kultureller Charakteristika und ihre Darbietung in einer vertrauten psychologischen Ausdrucksweise, war der Vorläufer einer Annäherung von historischem Partikularismus und Psychoanalyse." (Harris 1968, S. 407)⁹

Die "Konfiguralisten" machen sich die Vorstellung einer weitgehenden "Entsprechung" ("Isomorphismus") von Kulturcharakter und individueller Persönlichkeit zu eigen: so betont Sapir die Gleichartigkeit von "gedanklichen Formationen", "Ideenkomplexen" (beim Einzelnen) einerseits und "Kulturellen Mustern" ("cultural patterns")¹⁰ andererseits (Girtler 1979, S. 246).

"Je intensiver man sich in eine Kultur hineindenkt, um so mehr scheint sie die Merkmale einer Persönlichkeitsstruktur anzunehmen ... Es gibt keinen Grund, warum der Kulturtheoretiker vor einem Konzept zurückschrecken sollte, das Persönlichkeit als jeweils [kulturell] unterschiedliche Gestalt von Erfahrungen begreift, welche immer dazu tendiert, sich zu einer psychologisch bedeutsamen Einheit zu formieren und welche schließlich jenen [psycho-] kulturellen Mikrokosmos darstellt, dem gegenüber die offizielle [Makro-] Kultur kaum mehr ist als ein vergrößertes Abbild. (Sapir 1949, S. 201 - 203; Ergänzung M.A.)

Entscheidende Anregungen nun beziehen die "Konfiguralisten" - insbesondere Sapir und Benedict - aus Elementen der Gestaltpsychologie ("Gestalt" engl.: "confi-

⁹ Mit "historischem Partikularismus" ist die traditionelle, von Boas vertretene Richtung der Kulturanthropologie gemeint, die eine empirisch-kulturhistorische, ganzheitliche Betrachtungsweise des Einzelfalls favorisiert.

¹⁰ Zur Einführung des Begriffes "pattern" in die Ethnologie durch Sapir vgl. Beuchelt (1974, S. 291) mit Bezug auf Sapirs "The unconscious patterning of behavior in society" (1927).

Eine bemerkenswerte Definition von "pattern" - "configuration" - "ethos" anhand einer hierarchischen Strukturierung gibt Kluckhohn: "Patterns" seien hierbei direkt beobachtbare Standards und Akte; dagegen stellten "'configurations' noch weiterreichendere Muster dar, die von seiten der Beobachter als eine Voraussetzung angesehen würden, um strukturelle Ähnlichkeiten in einer Reihe verschiedener kontextueller Gegebenheiten zu bezeichnen." "Ethos" nun bedeute das oberste Prinzip, die "Idee" einer Kultur (Kluckhohn 1943, S. 221).

guration") sowie aus Teilen der Jung'schen Theorie¹¹, speziell Benedict auch aus den Konzepten Nietzsches, Spenglers und Diltheys (Bock 1980, S. 62). Benedict zitiert eine zentrale These der Gestaltpsychologie:

"Das Ganze determiniert seine Teile - nicht nur ihre Beziehungen zueinander, sondern ihre tatsächlichen Eigenschaften." (Benedict 1934 / 1946a, S.47)

Unbewußt verläuft der Akt, innerhalb dessen sich eine Gruppe von Individuen die ihr eigene, wesenhafte Kulturform aus der Palette der Möglichkeiten auswählt. (Benedict spricht hier von den "unconscious canons of choice ...": 1946a, S. 42). Die einmal gewählte Kultur(form) wird nun von ihren "Trägern" ständig von neuem verwirklicht; gleichzeitig ist dem Einzelnen sein kulturgebundenes Handeln nicht bewußt:

"Es hat den Anschein, als ob wir in unserem Handeln um so sicherer sind, je weniger uns die Muster bewußt werden, unter deren Kontrolle wir stehen." (Sapir 1949, S. 549)

Wenn nun Sapir und Benedict in ihren kulturtheoretischen Aussagen auch weitgehend übereinstimmen, bleibt doch festzuhalten, daß Sapirs Arbeitsschwerpunkt eher im linguistisch-theoretischen als im eigentlich anthropologischen Bereich anzusiedeln ist. Benedict hingegen¹², mehr noch ihre Schülerin Mead, sind als Anthropologinnen im engeren Sinne berühmt geworden; beider Werke gehören inzwischen zu den am häufigsten zitierten Klassikern der ethnologischen Literatur. Im folgenden soll nun auf die frühen, überwiegend "konfiguralistischen" Arbeiten von Benedict und Mead eingegangen werden.

Spezifisch für Benedicts Vorgehen ist das Bemühen, Kulturen - unter Voraussetzung ihrer inneren Homogenität - in ihrem übergeordneten Charakter ("patterns" oder "configurations"; vgl. Anm. 10) zu erfassen. Eine zentrale Rolle für ihre - häu-

¹¹ Zum Einfluß Jung'scher Thesen auf Sapirs Denken vgl. Sapir (1949, S. 560-563): Hier beispielsweise setzt er die "extrovertierte" Eskimo- und nordamerikanische Indianerkultur in Kontrast zur "introvertierten" Hindukultur.

¹² Eine differenziertere Würdigung Sapirs gibt Koepping (1990). In seinem Aufsatz behandelt er auch ausführlich das persönliche Verhältnis zwischen Sapir und Benedict, beschreibt aber, daß Sapirs theoretische Auffassungen sich im weiteren Verlauf seines Lebens verändert und damit stärker von denen Benedicts unterschieden hätten. Insgesamt wurden nach der Einschätzung Koeppings die anthropologischen Fallstudien Sapirs bisher zu wenig rezipiert.

Andererseits ist erstaunlich, daß Benedict gar nicht in dem Maße feldforscherisch tätig war, wie dies häufig angenommen wird (vgl. Geertz 1988/1990). Geertz möchte Benedicts Arbeiten denn auch eher in der philosophisch-literarischen Tradition eines Voltaire, Montesquieu oder auch Jonathan Swift verstanden wissen (ebda.).

fig dichotomisch strukturierten - kategorialen Zuschreibungen bildet das bei Nietzsche entlehnte Gegensatzpaar von "dionysisch" und "apollinisch" (Nietzsche 1871): "Dionysisch" werden Gesellschaften genannt, deren Mitglieder gekennzeichnet sind durch ihren Drang nach rauschhaftem Erleben, Ausagieren tiefster, z.T. aggressiver Triebwünsche usw. Diese Kulturen, nach Benedicts Auffassung die Mehrzahl der nordamerikanischen Indianerstämme,

"schätzten jegliche Art gewaltsamer Erfahrung, jegliche Möglichkeit, wodurch menschliche Wesen in die Lage versetzt werden, ihre alltäglichen und gewöhnlichen Empfindungen hinter sich zu lassen." (Benedict 1946a, S. 73)

"Apollinisch" bezeichnet den eher maßvollen, geordneten, durchweg rational strukturierten Lebensstil; am Kollektiv orientiertes ("soziales") Denken und Handeln wird gefördert, und individuelle Profilierungen sind verpönt: "Ein Mann muß jeden Anschein von Führerschaft tunlichst vermeiden" (Benedict 1946a, S. 91). Prototyp sei die Kultur der Pueblo-Indianer.

Auch Mead ist bemüht, charakteristische Eigenschaften der von ihr untersuchten Kulturen herauszustellen. Diese Merkmale beziehen sich nunmehr auf einzelne, allerdings zentrale Bereiche des gesellschaftlichen Lebens: Kindheitsentwicklung, Pubertätsprozesse, Art und Differenzierung von Geschlechterrollen.

"Coming of Age in Samoa", das sich mit der Adoleszenz junger Mädchen befaßt, ist das Ergebnis ihrer Dissertation bei Boas. Im Vorwort schreibt Boas sehr aufschlußreich, er habe ihr folgenden Auftrag gegeben: Mead solle herausfinden, in welcher Weise "... Persönlichkeit auf Kultur reagiert" (1928/1949, S. VII; Hervorh.g M.A.).

Entscheidend gegenüber Benedict erscheint hier die Wende, von der eher bildhaften, Leitmotiv-bezogenen und statischen Auffassung den Schritt zu einer dynamischeren Betrachtungsweise der Persönlichkeitsentstehung zu vollziehen. Im Vordergrund steht jetzt der - vom jeweiligen kulturellen Milieu abhängige - Sozialisationsprozeß; in (sehr freier) Anlehnung an die psychoanalytische Sozialisations- und "Trauma"-Theorie werden Praktiken der Kinderaufzucht, speziell: frühkindliche Erfahrungen und Prägungen - als die (bei Mead dann gesellschaftstypischen) Mechanismen hervorgehoben, durch welche die Nachwuchsgeneration ihre kulturadäquate Formung erhält. Die besondere Art des Umgangs mit den Kindern legt, unter Vermittlung kultureller Inhalte, den Grundstein für eine gleichgerichtete Persönlichkeitsentwicklung. Diesem Prozeß wendet sich Mead in "Growing up in New Guinea" (1930/1953a) zu; sie umschreibt solche "Enkulturationsmechanismen" als:

"Die Art und Weise, wie menschliche Babies, die in diese ... Gemeinschaften geboren werden, schrittweise die Traditionen, die Verbote, die Werte der Älteren übernehmen, um dann zu

den aktiven Trägern der Manus-Kultur zu werden." (Mead 1953a, S.13)

Speziell in diesem Werk möchte sie zeigen, daß das "primitive Denken" - "Animismus", magische Vorstellungen, "prälogische" Weltkonstruktion - bei den Kindern der Manus (Neuguinea) kaum präsent ist; hingegen scheinen die Erwachsenen in der Vorstellung eines von übernatürlichen Vorgängen durchsetzten Universums gefangen und sind dementsprechend ständig mit religiösen, magischen und spirituellen (Abwehr-) Handlungen beschäftigt:

"Aus diesem Material kann geschlossen werden, daß das Bestreben, das Universum zu personalisieren, nicht dem kindlichen Denken an sich entspringt, dem Kinde aber von seiner Gesellschaft in vielen Fällen anezogen wird." (Mead 1953a, S. 13)

Diese These Meads richtet sich deutlich gegen die evolutionistische Vorstellung eines "primitiven Denkens", wonach die psychomentalen Prozesse von Kindern und "Wilden" in weiten Bereichen identisch sein sollen (z.B. Freud 1913b oder auch Lévy-Bruhl 1922). Ähnlich wie Mead hatte auch schon Boas argumentiert (1911). Eine ausführliche Diskussion speziell dieser (Boas-) Mead'schen These gibt Honigmann (1976, S. 170), unter Berücksichtigung auch neuerer entwicklungspsychologischer Positionen (vgl. auch Bosse 1979/1984, S. 69).

Bezogen auf spezielle Rollendifferenzierungen, so die nach der Geschlechterzugehörigkeit, formuliert Mead:

"Die Unterschiede zwischen Individuen ... verschiedener Kulturen ebenso wie die Unterschiede zwischen Individuen einer Kultur müssen beinahe ausschließlich auf unterschiedliche Prägungsvorgänge, besonders während der frühen Kindheit, zurückgeführt werden, und die Art und Weise dieser Prägungsvorgänge ist von der Kultur bestimmt." (Mead 1935/1963, S. 280)

Sehr gut deutlich wird an allen genannten Zitaten Meads ausgesprochen **kulturrelativistische Position** und insbesondere auch deren inhaltliche Nähe zum **kulturellen Determinismus**.

Die letztere Auffassung des "kulturellen Determinismus" zieht sich als zentrale These durch die gesamte weitere Kultur- und Persönlichkeitsforschung (vgl. S. 59).

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die "Konfiguralisten", insbesondere Mead, die im Boas'schen Denken angelegten Thesen weiter ausbauen und zu einer psychologisch orientierten allgemeinen Kulturtheorie zusammenführen. Zwar

ist Boas selbst in seinen Arbeiten empirisch und am Einzelfall ("partikularistisch") ausgerichtet (Müller 1981, S. 213, S. 216; vgl. Anm. 9); wenn er jedoch immer wieder in anti-evolutionistischer Absicht die Gleichwertigkeit menschlicher Kulturen oder die prinzipielle Gleichartigkeit der menschlichen Psyche - auch bezüglich der historischen Dimension - postuliert (z.B. 1911), so muß fast zwangsläufig - um die gefundenen, scheinbar großen Unterschiede zu erklären - ein kulturdeterministisches Modell der Persönlichkeitsentwicklung resultieren:

"Wir sind gezwungen zu glauben, daß die menschliche Natur in nahezu unvorstellbarem Ausmaß formbar ist; sie richtet sich, auch in ihrer Verschiedenartigkeit, strikt nach den jeweiligen und verschiedenen kulturellen Bedingungen." (Mead 1963, S. 280)

Nichtkomplexe Gesellschaften werden der "Übersichtlichkeit" halber als Demonstrationsobjekte ausgewählt:

"Die ganze Problematik der typischen Denk- und Verhaltensweisen des Individuums, wie sie sich unter dem Einfluß von Tradition und Brauch herausbilden, kann am besten ... durch die Untersuchung einfacher strukturierter Gesellschaftsordnungen ... verstanden werden." (Benedict 1946a, S. 50-51)

Dies ist die offizielle Erklärung (die zudem den kulturellen Determinismus schon gar nicht mehr in Frage stellt); in der Hinwendung zu den genannten "einfachen Gesellschaften" ("simpler peoples", i.O.) sind jedoch ebenso als Motive eine Art "exotistischer Verklärung" (Brauner 1986, S. 12) bzw. des "nicht-identifikatorischen Eurozentrismus" (Kohl 1987, S. 140) zu vermuten: Die Ergebnisse und gefundenen Gesetzmäßigkeiten sollen kritisch auf die eigene Gesellschaft zurückgewendet werden; mit Bezug auf Mead schreibt Jahoda:

"Sie war nicht nur eine Vorkämpferin der Frauenbewegung, sondern sie sah, auf einer allgemeineren Ebene, als eines ihrer Ziele, mit Hilfe anthropologischer Erkenntnisse soziale Veränderungen in ihrem Heimatland in Gang zu bringen." (Jahoda 1982, S. 82)

In diesem Sinne ist die vereinfachende und stark generalisierende Darstellung der untersuchten "Naturgesellschaften" auch als Ausdruck der humanistischen und kulturkritischen Intentionen (der eigenen Gesellschaft gegenüber) zu werten - womit sich die Autorinnen ja in bester ethnologischer Tradition befinden (vgl. Kohl 1981).

Das genannte Bemühen um Homogenität und Regelmäßigkeit in der ethnographischen Darstellung¹³ hat natürlich seinen Preis: "Regelwidrige" Sachverhalte werden nicht wahrgenommen oder nicht beschrieben: so z.B. bei Benedict, die alkoholische Exzesse bei den "apollinischen" Pueblo-Indianern nicht erwähnt (Hoebel 1954)¹⁴. Dort, wo einmal "unpassende" Fakten aufgeführt sind, werden sie bei der Theoriebildung einfach nicht mehr berücksichtigt oder aber, mit dem Hinweis auf ihren Ausnahme- oder "devianten" Charakter, abgetan.

"Die Anormalen sind jene, die von den Institutionen ihrer Gesellschaft nicht gestützt werden. Sie sind die Ausnahmen, die nicht umstandslos die traditionellen Formen ihrer Kultur übernommen haben." (Benedict 1946a, S. 238)

Dies, obwohl eine statistische (oder andere) Evaluierung nicht stattfindet (Thurnwald 1936).

Regelmäßig ist, was die Anthropologin - aufgrund ihrer Beobachtungen und der Angaben ihrer Informant/en/innen - als solches erklärt: Die Strategie sei, "erst die Regeln aufzudecken, dann zu überprüfen, ob diese Regeln gebrochen werden ..." (Barnouw 1973, S. 143).

Es ergibt sich hierbei das Problem, inwiefern offen "deviantes" Verhalten nicht möglicherweise sogar grundlegende, bei anderen Mitgliedern der Kultur verdeckt oder unbewußt gebliebene psychische Strukturen und Mechanismen offenbart (vgl. hierzu die Zitierung Devereux' auf S. 82 der vorliegenden Arbeit); neuere Arbeiten in der Kultur- und Persönlichkeitsforschung versuchen ja gerade, in der Erfassung "abweichenden" Verhaltens einen realistischeren Zugang zu der untersuchten Kultur zu eröffnen (beispielsweise Edgerton 1978, Bourguignon 1978 oder auch Boyer, Boyer und de Vos 1987).

Andererseits wird die Frage nach der Repräsentativität der Angaben der Informanten (bzw. deren Position in der Gesellschaft) nicht gestellt. Hierzu schreibt Linton:

"Der Beobachter, der in einer fremden Kultur lebt, kann nahe und freundliche Beziehungen nur zu einer kleinen Zahl von Individuen aufbauen. Welche diese Individuen sind, hängt ab sowohl von den beteiligten Persönlichkeiten als auch von den Interessen auf beiden Seiten. Die einzigen Einheimischen, die ein Untersucher wirklich kennenlernt, werden jene sein, zu welchen er 'einen Draht findet'. Schlußfolgerungen, die auf einer derartigen Auswahl basieren, dürften kaum auf die Gruppe als Ganzes übertragbar sein." (Linton 1945/1952, S. 26)

¹³ bzw. schon bei der Wahrnehmung der Kultur durch die fremde Ethnologin!

¹⁴ Sehr kritisch zu Benedicts Beschreibung der Pueblo äußert sich schon Li An-Che nach seiner "re-study" (1937).

Ähnlich formuliert Barnouw speziell in bezug auf Mead und ihre Kontaktleute:

"Das tägliche Zusammentreffen mit diesen Mädchen, sei es auch während einiger Monate, muß nicht notwendigerweise die emotionalen Spannungen aufgedeckt haben. Wir haben keine Berichte über Rorschach- oder TAT ["Thematic Apperception"] Tests über sie, denn diese Studien wurden in einer Zeit durchgeführt, als solche Tests noch nicht populär waren." (Barnouw 1973, S. 131; Ergänzung M.A.)¹⁵

In etwa argumentiert auch Freeman in seiner "Widerlegung" von Meads Samoa-Forschung im Sinne der obengenannten Zitate. Er ist zudem der Ansicht, daß Meads "stimmiges" Samoa-Bild unter anderem darauf zurückzuführen sei, daß ihre Informantinnen Mead bewußt "einen Bären aufgebunden" hätten (Freemann 1983, S. 319).

Eine weitere Kritik müssen sich alle genannten "konfiguralistischen" Studien gefallen lassen: Nur unzureichend werden historische Prozesse des soziokulturellen Wandels, hier: der Einfluß der Kolonialisierung auf die untersuchten Gesellschaften, berücksichtigt (Kohl 1987, S. 141). Mit Bezug auf Mead argwöhnt schon ihr (zweiter) Ehemann Fortune, daß die beschriebene Friedfertigkeit der Arapesh und das (nach westlichen Kriterien) weibliche ökonomische und Sozialverhalten der Männer möglicherweise eher als die Folge der kolonialen "Befriedung" zu werten ist, denn als traditionell kulturimmanentes Phänomen (Fortune 1939, S. 28).

Allen "Konfiguralisten" ist somit ein tendenziell konfliktfreies Gesellschaftsbild zu eigen; hat "Kultur" bei Sapir und Benedict noch weitgehend statischen Charakter, wendet sich Mead verstärkt Fragen des Enkulturationsprozesses zu. Doch auch ihrer Konzeption liegt die Vorstellung der unilinearen Übereinstimmung von Kulturcharakter und individuellem Reifungsvorgang zugrunde:

"Kultur und Persönlichkeit werden auf gleiche Weise [innerlich] integriert." (Bock 1980, S. 87; Ergänzung M.A.)

Zwei Motive scheinen für das Zustandekommen solch homogener Sichtweisen entscheidend zu sein:

Einerseits soll die These des kulturellen Relativismus (und Determinismus) ihre Bestätigung erfahren; andererseits soll ja die eigene Gesellschaft kritisch an den anderen Lebensformen gemessen werden. Für beide Zwecke scheint das Auffinden der "ganz anderen Verhältnisse" - wobei in der ausschließlichen Andersartigkeit diese Verhältnisse dann "zusammenlaufen" und zunehmend homogener werden - am

dienlichsten. (Nicht zuletzt gehört hierher auch die Auslassung der historischen Perspektive; würde man die realen kolonialen und Abhängigkeitsverhältnisse in die Betrachtung mit einbeziehen, ließe sich die Fiktion von der gänzlichen Andersartigkeit dieser Gesellschaften so nicht mehr aufrechterhalten: Kohl 1987, S. 141). Solch verzerrte Wahrnehmung führt schon Li An-Che in seiner "re-study" über die Zuni - eine Gruppe der von Benedict beschriebenen Pueblo-Kultur - u.a. auf die Eigenheiten der Person des Anthropologen (bzw. der Anthropologin) sowie auf die jeweilige spezielle, zudem häufig nicht genügend reflektierte Forschungskonzeption (und damit natürlich die subjektive Motivationslage) zurück (Li An-Che 1937 u. Benedict 1934/1946a). Dies bedeutet nicht, daß alle gewonnenen Resultate aufgrund solcher "bias" wertlos seien, wie Freeman (1983) uns dies in seiner "Widerlegung" Meads glauben machen möchte (Holmes 1987; vgl. S. 109 der vorliegenden Arbeit).

¹⁵ Ob nun allerdings Tests die Lösung bringen, sei dahingestellt; vgl. dazu die Ausführungen zur Problematik von projektiven Testverfahren in der fremden Kultur in Kap. I, 5.

2. Basis- und Modalpersönlichkeit

Ab Ende der 30er Jahre hielten an der Columbia University der neofreudianische Psychoanalytiker und Psychiater¹⁶ Kardiner und der Anthropologe Linton während eines längeren Zeitraums fachübergreifende Seminare ab, die das Interdependenzverhältnis von Kultur und Persönlichkeit zum Thema hatten und unter der Ankündigung "Psychologische Analysen einfacher Kulturen" ("Psychological analysis of primitive cultures") angeboten wurden. Linton lieferte das ethnologische Material, und Kardiner gab entsprechende tiefenpsychologische Interpretationen. Aus ihrer Zusammenarbeit entwickelten beide neue theoretische Grundlagen zur Problematik: diese finden sich, gemeinsam mit den ethnologischen "Belegen", in den für die Kultur- und Persönlichkeitsforschung grundlegenden Werken: "The Individual and his Society" (Kardiner 1939) und "The Psychological Frontiers of Society" (Kardiner 1945).

Während zur Abfassung der ersten Veröffentlichung überwiegend schon vorhandene (z.T. von Linton unter anderer Fragestellung erhobene und später rekonstruierte) Daten herangezogen wurden, gingen in das 1945 erschienene Werk die Ergebnisse einer "Teststudie" ein, die von Cora DuBois mit dem Ziel durchgeführt worden war, die Linton-Kardiner'schen Hypothesen "im Feld" auf ihre Gültigkeit zu überprüfen (DuBois 1944/1961).

Kennzeichnend für Kardiner ist der Anspruch, die als zu deskriptiv und äußerlich starr eingeschätzte Position der "Konfiguralisten" zu erweitern durch eine Betrachtungsweise, die die Mechanismen der **gegenseitigen Beeinflussung** der zentralen Phänomene "Kultur" und "Persönlichkeit" transparent macht (Bock 1980, S. 87). Entscheidend für die Prägung des einzelnen Individuums sind hier die von Kardiner als "primär" bezeichneten Institutionen:

"Familien - und Bezugsgruppenstruktur, hauptsächlich vorkommende Disziplinierungsmaßnahmen, Füttern, Abstillen, typische Muster der Versorgung oder aber Vernachlässigung der Kinder, Sauberkeitstraining, Sexualtabus, Haushaltsor-

¹⁶ zu "neo-freudianisch" vgl. "Exkurs" II.

Die in Deutschland übliche Trennung der (im engeren Sinne) psychiatrischen von den psychoanalytischen Institutionen ist in den USA deutlich weniger ausgeprägt; diese "Integration" der Psychoanalyse in die US-amerikanische Psychiatrie ist jedoch anscheinend überwiegend auf Kosten des theoretischen Gehalts der Psychoanalyse vor sich gegangen: So beklagt Freud in einem Brief an eine Freundin (1939):

"Eine Bemerkung Ihrerseits, die Psychoanalyse habe sich in den USA eher in die Breite als in die Tiefe entwickelt, hat mich, zumal es wahr ist, ausgesprochen betroffen gemacht. Ich bin keinesfalls glücklich, wenn ich sehe, daß die Analyse zu nichts anderem als zur Handlangerin der Psychiatrie geworden ist". (Freud, zit. n. Leupold Löwenthal 1984, S.115)

ganisation, ... Subsistenztechniken usw." (Kardiner 1939, S. 471)

Doch erkennt Kardiner den konflikthaften Dualismus von kulturspezifischer Prägung einerseits und triebbezogener individueller Motivation andererseits:

"Das Individuum steht genau in der Mitte zwischen den Institutionen, die seine Anpassung an die Außenwelt formen und leiten, und seinen biologischen Bedürfnissen, die nach Befriedigung verlangen." (Kardiner 1939, S. 17)

Diejenigen bio-psychischen Bedürfnisse, die infolge der Anpassung an die Realität der primären Institutionen nicht zur Erfüllung kommen (bzw. durch diese überhaupt erst entstehen), werden in der Schaffung ("Projektion", s.u.) und durch die Existenz der sog. "sekundären" Institutionen befriedigt. Sekundäre Institutionen sind:

"... Tabusysteme, Religionen, Riten, Märchen und Mythen sowie Denkstile." (Kardiner 1939, S. 471)

In psychodynamischer Hinsicht sind sie als Projektionssysteme aufzufassen - in Anlehnung an die in Freuds Werk "Die Zukunft einer Illusion" (Freud 1927) formulierte These einer strukturellen Übereinstimmung von typischen Kindheitserfahrungen in der Begegnung mit den Eltern und den Eigenschaften der von Erwachsenen geschaffenen religiösen ("Projektions"-) Systeme (Kardiner und Preble 1974, S. 241).

Hier scheint deutlich zu werden, daß auch Kardiner das Verhältnis von Kultur und Individuum als konflikthaft begreift. Gegenüber Freud verkehrt er jedoch die Präferenzen: nicht mehr die jeweilige Triebdynamik (im Rahmen der psychosexuellen Stadien Theorie) ist die kausale Instanz für die soziale und Persönlichkeitsentwicklung des Individuums; vielmehr wird **Kultur** (zumindest in ihren als primäre Institutionen bezeichneten, "handfesteren" Anteilen) zur determinierenden Konstante, **Persönlichkeit** zur Variable; erst die **sekundären** Institutionen werden dann als Resultat verhinderter Triebabfuhr begriffen: an dieser Stelle ähnelt Kardiners Modell dann der Freud'schen Konstruktion zur Kulturentstehung. Insgesamt gesehen hat jedoch **Persönlichkeit** eher die Funktion einer Mittlerrolle, eines Transmissionsriemens zwischen zwei feststehenden kulturellen "Sphären" unterschiedlicher Rangordnung. Damit gibt Kardiner - trotz Anerkennung eines gewissen Spannungsverhältnisses zwischen den Anforderungen der Kultur und den Bedürfnissen des Individuums - der kulturellen Dimension die eindeutige Priorität.

Die durch Anpassung ("adaption") an ähnliche primäre Institutionen resultierenden, überwiegend ähnlichen Persönlichkeitszüge der Mitglieder einer Gesellschaft bedingen das Konstrukt der "Basispersönlichkeit" ("Basic Personality").

"Die für jede Gesellschaft typische Basispersönlichkeit ist jene Persönlichkeitskonfiguration, die von der großen Mehrheit der Mitglieder der Gesellschaft als ein Ergebnis der frühen Erfahrungen, die sie gemeinsam gemacht haben, geteilt wird." (Kardiner 1945, S. VIII)¹⁷

In "The People of Alor" (1961) nun berichtet Cora DuBois von ihrem Feldforschungsaufenthalt auf Alor. Ihr Werk soll im folgenden Exkurs resümiert und einer exemplarischen Kritik unterzogen werden.

Exkurs I:

Cora DuBois: "Die Leute von Alor" oder: "Ängstlich, argwöhnisch und mißtrauisch" (Kardiner in seiner Einschätzung der Basispersönlichkeit auf Alor)

DuBois führte ihre Studie in Atimelang durch, einer kleinen Siedlung auf der Insel Alor in Indonesien. Ihr Aufenthalt in Atimelang betrug 18 Monate (von 1938 bis 1939).

DuBois hatte sich entschlossen, zuerst Holländisch, dann Malaiisch und schließlich die einheimische Sprache zu erlernen, die von ihr als "Abui" bezeichnet wurde (vgl. DuBois 1961, S. X). Anfänglich arbeitete sie mit Dolmetscher, der das "Abui" ihrer Informanten in das für sie verständlichere Malaiisch übersetzte; mit der Zeit habe sie jedoch "Abui" genügend gut beherrscht, so daß sie ihre Aufzeichnungen direkt in Englisch vornehmen konnte und die Übersetzungen ihres Dolmetschers nur noch zu Kontrollzwecken verwendete.

Die verschiedenen Vorgehensweisen, die sie **nebeneinander** benutzte, sind für DuBois' Studie charakteristisch und lassen diese zu einem herausragenden Novum innerhalb der bisherigen Kultur- und Persönlichkeitsforschung werden.

¹⁷ Die Vorstellung von einer (kulturspezifischen) Basispersönlichkeit hat eine lange Tradition in der europäischen Geistesgeschichte. Bock (1980) verweist beispielsweise auf Theophrastus (ca. 300 v. Chr.), Tacitus, Thukydides sowie viele modernere, z.T. eher belletristische Werke. Lukasczyk zeigt in seinem Aufsatz mit dem bezeichnenden Titel "Vom Volkscharakter zur Modalpersönlichkeit" (1958) eine Wurzel solcher Konzepte wie "Basispersönlichkeit", "Modalpersönlichkeit", "Nationalcharakter" (vgl. Kap. I., 2. im weiteren, sowie Kap. I., 3. der vorliegenden Arbeit) für den deutschsprachigen Raum bei Herder, in dessen Gefolge auch bei den Völkerpsychologen Lazarus, Steinthal und Wundt (Lazarus und Steinthal 1860; Wundt 1900); vgl. hierzu auch Berg (1990, S. 68).

Neben der Verfassung einer traditionellen Ethnographie über Atimelang, die DuBois durch "teilnehmende Beobachtung" erstellte, zeichnete sie acht ausführliche Autobiographien (incl. ausgewählter Traumberichte der jeweiligen Erzähler/-innen) auf. Zudem führte sie mit einigen Bewohnern projektive Tests durch: Rorschach-Test mit 37, Wort-Assoziationstest mit 36 Probanden. Daneben brachte sie den Porteus-Maze-Test bei 55 Personen zur Anwendung¹⁸ und forderte des weiteren Kinder auf, Zeichnungen zu bestimmten Themen anzufertigen. Das gesammelte Material legte sie nach ihrer Rückkehr verschiedenen Spezialisten zur Auswertung vor. Während ihres Aufenthalts behandelte sie außerdem kleinere Wunden, Infektionskrankheiten usw. und gab Medikamente an die Bewohner aus. Dies sollte der Intensivierung des Kontakts mit den Einheimischen dienen: "Desweiteren diene eine tägliche 'Sprechstunde' dazu, mich mit den Menschen bekannt zu machen, und, wichtiger noch, diese mit mir bekannt zu machen." (DuBois 1961, S. XI).

Nach ihrer Rückkehr interpretierte Kardiner die Lebensgeschichten und die allgemeinen ethnographischen Daten unter der besonderen Berücksichtigung von Erziehungspraktiken und der Eltern-Kind-Beziehungen. Unabhängig von ihm befaßte sich Oberholzer, ein Schweizer Psychiater und Rorschach-Experte, mit den Rorschach-Protokollen. Porteus interpretierte die nach ihm benannten Tests, und Frau Schmidl-Waehner, eine Psychoanalytikerin mit Erfahrung in der Therapie psychisch kranker Kinder, wertete die Kinderzeichnungen aus.

Keine(r) der an der Ausarbeitung der Tests Beteiligten hatte Kenntnis über die von den jeweils anderen getroffenen Einschätzungen und Schlußfolgerungen: Ein solches "blindes" Vorgehen sollte die Wahrscheinlichkeit erhöhen, zu "korrekten" Aussagen zu gelangen; einerseits würde man mit der genannten Methodik überprüfen können, ob die (postulierte) Basispersönlichkeitsstruktur sich mit Hilfe eines jeden der beschriebenen Verfahren, auf unabhängigen Wegen sozusagen, auffinden lasse. Daneben könnte das angenommene Kausalverhältnis: spezifisch kulturelles Milieu führt über typische Erziehungspraktiken und Erfahrungssituationen zu korrespondierenden Erwachsenenpersönlichkeiten - bestätigt oder aber verworfen werden.

¹⁸ Projektive Tests sind freie, nicht skalierte Verfahren, die versuchen, tiefenpsychologische Mechanismen bei den Untersuchten aufzudecken. Ihre Durchführung und Interpretation setzt die Kenntnisse derartiger Theorien voraus:

Beim Rorschach-Test handelt es sich um eine Serie von symmetrischen Tinten"klecksen", die zur Hälfte in Schwarz-Weiß und zur Hälfte in Farbe gehalten sind, und die der zu explorierenden Person in einer bestimmten Reihenfolge vorgelegt werden. Alle Antworten werden protokolliert. Ähnlich werden bei der Durchführung des Wortassoziationstests spontane Einfälle der Versuchspersonen auf bestimmte Reizwörter - häufig aus dem sexuellen Bereich - registriert.

Der Porteus-Maze-Test ist eine Art "Labyrinth"-Test, der von Porteus in der Arbeit mit psychomotorisch retardierten Kindern (!) entwickelt wurde und dazu dienen sollte, in Ergänzung zum Binet'schen Intelligenztest deren kognitive und Problemlösefähigkeiten - unabhängig von ihrer verbalen Kompetenz - zu erfassen.

Insgesamt war die Übereinstimmung der mit Hilfe der verschiedenen Verfahren gefundenen Ergebnisse relativ hoch (vgl. DuBois 1961, S. 8).

Im folgenden nun soll eine Darstellung der Kardiner-DuBois'schen Thesen über die Situation auf Alor gegeben werden:

Vor allem sind es die Frauen, die in ihren Gemüsegärten und auf den angrenzenden Feldern die notwendigen Nahrungsmittel zur Subsistenz produzieren. Männer sind beschäftigt mit finanziellen Transaktionen, Schweinezucht und -handel, der Herstellung von Musikinstrumenten ("kettledrums", "gongs")¹⁹ und politischen Palavern. In unregelmäßigen Abständen gehen sie zur Jagd.

Nach der Geburt eines Kindes kehrt die Mutter sehr früh zu ihrer Arbeit auf den Feldern zurück, im allgemeinen innerhalb eines Zeitraums von 10-14 Tagen. Das Neugeborene wird während ihrer Abwesenheit in der Obhut des Vaters, älterer Geschwister oder der Großeltern (bzw. eines Großelternanteils) zurückgelassen. In unregelmäßigen Abständen wird das Kind von zufällig anwesenden anderen Frauen gestillt, die in dieser Zeit ebenfalls über Muttermilch verfügen.

Als Konsequenz leiden die Kinder unter "oraler Deprivation", d.h. unter dem dominierenden Gefühl, kaum jemals in ausreichendem Maße satt geworden zu sein bzw. nicht schnell, verlässlich und vorhersehbar gestillt zu werden, sobald das Hungergefühl sich einstellt.

Zusätzlich zur "oralen Deprivation" wird das Kind frustriert durch die Erfahrung des plötzlichen und sehr früh erfolgenden Rückzugs der Mutter aus der körperlich und emotional engen, "dyadischen" Beziehung zu ihm. Die Tatsache, daß die Mutter nach ihrer Rückkehr vom Feld und an den Tagen, an denen sie zu Hause bleibt, sich intensiv um das Kind kümmert, bedeutet - nach DuBois - für die beschriebene frustrierende Situation keine grundsätzliche Änderung.

Auch mit dem Älterwerden des Kleinkindes verbessert sich dessen mißliche Lage nicht entscheidend; dies um so weniger, wenn ein weiteres Geschwisterkind geboren wird, und diesem nun die - wiederum sehr begrenzte - Zuwendung der Mutter zuteil wird.

Das Abstillen erfolgt mit etwa drei Jahren; in dieser Zeit beginnt auch die (meist nicht sehr eingreifende) Sauberkeitserziehung. In der Phase nach dem Abstillen bleibt das Kind weiterhin häufig auf eher zufällige Situationen angewiesen, in denen es Nahrung erhält; abends allerdings wird mit einer gewissen Regelmäßigkeit von der Mutter Nahrung für die Familie zubereitet. So scheinen die Gedanken der Kinder ständig um das Essen zu kreisen, und mit zunehmendem Alter verbessern sie auch ihre Möglichkeiten, eigenständig für ihre Ernährung zu sorgen:

Mit etwa 5-6 Jahren schließen sich viele Kinder, insbesondere die Jungen, zu "Banden" zusammen, deren Hauptaktivitäten darin bestehen, Eßbares aufzutreiben. Dabei ist "Mundraub" ein gesellschaftlich toleriertes Vergehen. Die Jungen werden

von den Männern jetzt mit kleineren Hilfsarbeiten beauftragt, wobei aber ihre Mobilität und ihr zeitlicher Freiraum sehr viel größer sind als bei den gleichaltrigen Mädchen. Diese sind frühzeitig und konsequent mit der Aufgabe betraut, ihren Müttern zu Hause und im Feld bei deren Arbeiten zur Seite zu stehen.

Im sexuellen Bereich sind die Kinder keinen größeren Einschränkungen unterworfen; kindliches - auch gegenseitiges - Masturbieren in der Öffentlichkeit ist häufig, und mit etwa 5 Jahren sind die meisten vollständig aufgeklärt.

Immer wieder suchen sich Erwachsene Kinder als Objekte von Hänseleien, Verspottungen und Drohgebärden; sehr eindrucksvoll schreibt DuBois:

"Ständig droht jemand irgendwelchen Kindern, während er gleichzeitig mit einem Messer herumfuchelt, ihnen die Ohren oder Hände abzuschneiden. Der Erwachsene hat zwar spielerische Absichten, aber einige Kinder tragen durch diese Art des Neckens ernsthafte Schäden davon." (1961, S. 48)

Andererseits werden sie häufig überschwenglich getröstet, wobei Nahrungsmittel als Geschenke eine große Rolle spielen. Auch berichtet DuBois von häufigen und intensiven Wutausbrüchen der Kinder; auslösende Situation ist in vielen Fällen der morgendliche Aufbruch der Mutter zur Feldarbeit.

Nach Ablauf verschiedener Initiationszeremonien erreichen die jungen Erwachsenen das Heiratsalter; obwohl nun mit jeder Heirat komplizierte finanzielle Transaktionen verbunden sind, ist der ehestabilisierende Effekt letzterer offensichtlich begrenzt: die Bewohner Atimelangs sind im Durchschnitt zwei Mal geschieden; generell sei das Verhältnis der Geschlechter zueinander sehr brüchig und gespannt. DuBois und vor allem Kardiner führen dies auf die sehr ambivalente Beziehungsstruktur zurück, die die Menschen Atimelangs schon in frühester Kindheit im Verhältnis zu ihrer Mutter entwickelt hätten. Daß die erwachsenen Männer sich von ihren Frauen das wünschen, was sie als kleine Jungen von ihrer Mutter nicht bekommen haben, kommt in einer Bemerkung Fantans, des Dolmetschers von DuBois, zum Ausdruck:

"Frauen sind wie unsere Mütter. Solange wir klein waren, haben unsere Mütter uns gefüttert. Sobald wir erwachsen sind, kochen unsere Frauen für uns. Wenn es etwas Gutes gibt, haben sie es solange im Topf auf, bis wir nach Hause kommen. Solange wir klein waren, schliefen wir bei unseren Müttern. Sobald wir erwachsen sind, schlafen wir bei unseren Frauen. Manchmal wachen wir, auch wenn wir schon erwachsen sind, mitten in der Nacht auf und nennen unsere Frauen 'Mutter'." (Fantan, in DuBois 1961, S. 96)

Natürlich sind die Frauen mit solchen Ansprüchen von seiten der Männer überfordert und verhalten sich gereizt oder ablehnend; die Reaktion der Männer nun seien

¹⁹ Schweine, "kettledrums" ("mokos") und "gongs" gelten auch als Zahlungsmittel bzw. Währungseinheit (DuBois 1961, S. 22).

Eifersuchtsszenen, ebenso wie häufige Depressionen und Minderwertigkeitsgefühle, die sie in großsprecherischem Finanz- und Handelsgebaren zu kompensieren suchten...²⁰

Auch gebe es nur gering ausgeprägte Tendenzen, Elternbilder zu idealisieren; damit zusammenhängend scheint die Ausbildung der individuellen Über-Ich-Instanz recht unvollkommen.

Insgesamt heben sich die Einschätzungen der die Auswertungen des DuBois'schen Materials besorgenden Wissenschaftler vor allem durch negative Zuschreibungen hervor. Kardiner schreibt:

"Die Basispersönlichkeit auf Alor ist ängstlich, argwöhnisch und mißtrauisch; sie verläßt sich auf niemanden und hat kein Interesse an der äußeren Umgebung. Sie hat nicht die Fähigkeit, Elternbilder oder Gottheiten zu idealisieren. Die Persönlichkeit ist ohne Initiative, voll unterdrückten Hasses und ungebundener Aggression, worüber die Kontrolle ausgeübt werden muß ... [usw. in ähnlicher Weise]". (Kardiner 1945, S. 170; Ergänzung M.A.)

Zu ähnlichen Darstellungen gelangten auch Oberholzer, Porteus und Schmid-Waehner nach Auswertung der Rorschach- und Porteus-Maze-Tests und der Kinderzeichnungen.

Nach Kardiner (und DuBois) liegt der Ursprung für den hier beschriebenen Persönlichkeitstypus eindeutig in der drastischen Vernachlässigung des Kleinkindes durch die Mutter.

Die DuBois'sche Feldstudie und ihre Auswertung unter Koordination Kardiners hat in der nachfolgenden Literatur viel Lob erfahren; so wird von Bock positiv hervorgehoben, daß ihre Erhebungen ein bisher unbekanntes Maß an Fundiertheit und Systematik gebracht hätten, nicht zuletzt deswegen, weil sie speziell mit Orientierung auf die Kardiner-Linton'schen Fragestellungen hin durchgeführt worden seien (Bock 1980, S. 94). Barnouw formuliert unzweideutig: "Niemand zuvor in der Kultur- und Persönlichkeitsforschung hatte jemand solcherart psychologische Daten in vergleichbarem Ausmaß gesammelt" (Barnouw 1973, S. 161). Tatsächlich gibt DuBois' Bericht ein eindrucksvolles und, auf den ersten Blick, schlüssiges Bild der aloresischen Kultur und der daraus resultierenden Persönlichkeitsstrukturen ihrer Mitglieder. Dennoch regt sich, mit zunehmender Bekanntheit mit ihrem Werk

²⁰ Generell werden die Frauen als psychisch stabiler beschrieben; dies liege an der Tatsache, daß sie eine weniger frustrierende Kindheitsentwicklung erfahren hätten: vor allem durch ihre frühe und regelmäßige Einbindung in den Produktionsprozeß an der Seite ihrer Mutter sei es ihnen möglich, größere psychische Kontinuität und ein höheres Selbstwertgefühl zu erreichen (vgl. Honigmann 1967, S. 108).

innerer Widerspruch. Insbesondere die äußerst negativen und diffamierenden Charakterzüge, die - folgt man den Auswertern - die typische Persönlichkeit auf Alor kennzeichnen sollen, erscheinen in ihrer Eigenschaft als charakterologische Werturteile arrogant und provozierend in gleichem Maß: so möchte ich eine ausführliche Kritik an DuBois' Studie anschließen, die dazu beitragen soll, die von ihr und ihren Mitarbeitern gefundenen Ergebnisse auf mehreren Ebenen in Frage zu stellen.²¹

An erster Stelle steht hier sicherlich der sogenannte "psychiatrische bias", m.a.W., infolge eines professionellen Umgangs mit psychisch Kranken psychiatrische Störungen - im Sinne einer selektiven Wahrnehmung und auf dem Boden der traditionellen "medizinischen Denkweise" (Lasch 1977/1987, S. 120) - vorschnell zu diagnostizieren bzw. auch in ihrer Bedeutung überzubewerten, insbesondere in Anbetracht der Vernachlässigung "gesunder", lebensbejahender Strukturen beim Einzelnen.²² Hinzu kommt, daß eine solche "psychiatrische Sichtweise" - zumindest in ihrer klassischen Form - ihre Repräsentanten zu negativistischen und herabsetzenden Einschätzungen ihrer "Objekte" tendieren läßt (die dann allerdings häufig hinter medizinischen "Termini technici" verborgen bleiben: vgl. z.B. Erdheim 1984, S. 164f. zu Kraepelin).

So bekennt Kardiner ganz offen, die DuBois'sche Studie sei für ihn eine "Übung in (Psycho-) Pathologie" gewesen (1945, S. VIII; Ergänzung M.A.). Beuchelt formuliert vornehm, Kardiner habe auch "zahlreiche Gesichtspunkte aus der Neurosenlehre verwendet" (1974, S. 33) - dies tut er jedoch offensichtlich in einer derart abschätzigen, gar nicht mehr der humanen psychoanalytischen Tradition entsprechenden Manier, daß Jahoda sich zu der etwas drastischeren - aber berechtigten - Kommentierung genötigt sieht:

"... typisch für die Charakterisierung von Persönlichkeit, wie sie sich durch eine schiefe psychiatrische Sichtweise ergibt, [ist] ... die Tendenz, die 'Basispersönlichkeit' eines ganzen Volkes in solchen Worten darzustellen, die zu der Auffassung führen, all diese Menschen seien emotionale Krüppel. Ich persönlich spürte einen gewissen Widerwillen, als ich einen derart üblen und vernichtenden Bericht über ein Volk las, dem

²¹ Auf die Problematik der transkulturellen Anwendung psychologischer Tests soll in Kap. I., 5. näher eingegangen werden.

²² Lasch spricht in Zusammenhang mit der Darstellung einer z.T. von Kardiner und der Kultur- und Persönlichkeitsforschung beeinflussten Periode der amerikanischen Psychiatriegeschichte, der "Psychohygiene", auch vom "psychiatrischen Imperialismus" (1987, S. 118), Jervis von der Tendenz zur "Psychiatisierung" als dem Ausdruck der expansionistischen Bestrebungen eines jeden Mißstand therapierenden wollenden medizinisch-psychiatrischen Systems (1978, S. 206); vgl. auch Parin und Parin-Matthéy zu "Medicozentrismus" (1986, S. 61f.).

Kardiner nie von Angesicht zu Angesicht begegnet war!"
(Jahoda 1982, S.86)²³

Auch hat zwischen den "Auswertern" und den von DuBois untersuchten Bewohnern Atimelangs ja kein persönlicher Kontakt stattgefunden; wahrscheinlich können die genannten diffamierenden Einschätzungen eher dann entstehen, wenn eine solche menschliche Begegnungsmöglichkeit zwischen "Forschungsobjekt" und "Anthropologen" nicht existiert hat (vgl. obiges Zitat). Hierfür spricht, daß die Überlegungen DuBois' durchweg vorsichtiger formuliert sind als die Kardiners.²⁴ So könnte die Konfrontation mit dem fremden, häufig unverständlichen (und damit angstinduzierenden!) Material den Rückgriff auf bewährte, psychiatrisch-abwertende (und damit abwehrende!) Urteilsbildungen und Kategorisierungsvornahmen begünstigen. In diesem Sinne schreibt Honigmann:

"Ich bin ziemlich sicher, daß viele der unbewußten Gedanken und Gefühle, die man den Atimelangers zugeschrieben hat, in Wirklichkeit die eigenen und bewußten Theorien des Analytikers darstellen; die Unfähigkeit, letztere davon zu trennen, was die Aloreser als ihre sinnhafte Welt erfahren, macht mich betroffen." (Honigmann 1967, S. 111)

Solche Mechanismen würden - zumindest zum Teil - die frappierende Übereinstimmung erklären, die die Aussagen der verschiedenen Wissenschaftler in ihrer Charakterisierung der untersuchten Personen kennzeichnet.

²³ Daß die aloresische Kultur bei soviel psychischer Deformiertheit ihrer Mitglieder überhaupt überlebt, ist für Kardiner ohnehin erstaunlich; erklärbar scheint dies nur durch die rettende Konstruktion, daß "sie sich ihrer Verdrehtheit nicht bewußt sind." (Kardiner 1945, S. 253).

²⁴ Auch kann DuBois der aloresischen Kultur und dem Verhalten ihrer Mitglieder trotz allem immer wieder positive Züge abgewinnen; an einer Stelle z.B. schreibt sie: "Jeder scheint von kleinen Babies entzückt zu sein, und viele Leute bitten darum, sie halten und Herzen zu dürfen" (DuBois 1961, S. 33-34).

Hier deutet DuBois Verhaltensweisen an, die möglicherweise auch als Ausgleich zur (ansonsten von ihr sehr ausführlich dargestellten) "mütterlichen Vernachlässigung" fungieren. Leider ist DuBois diesen Weg nicht weitergegangen; eine stärkere Berücksichtigung solcher kompensierender ("protektiver") Faktoren hätte das von DuBois vorgestellte "Bild" wahrscheinlich stark relativiert (vgl. z.B. Tress 1986).

Für letztere Annahme spricht auch, daß die Aloreser, trotz der Einschätzung Kardiners, sie seien unfähig zur Kooperation und Entwicklung vertrauensvoller und affektiver Bindungen, DuBois immerhin - zum Teil sogar mit großer Freundlichkeit und tatkräftiger Unterstützung ihres Vorhabens - in Atimelang aufnahmen; auch mußten einige Aloreser unter der japanischen Besatzung ihr Leben lassen, weil sie gewagt hatten, den Sieg "Hamerikas", der Heimat "ihrer" Cora DuBois, über die Japaner vorherzusagen - für DuBois ein Anlaß, im Vorwort der zweiten Auflage ihres Werkes über ihre Verantwortung für die Vorgänge und damit die ethische Problematik von Feldforschung nachzudenken (1961, S. XIV-XV).

Weiterhin kann gar nicht genügend berücksichtigt werden, bis zu welchem Ausmaß "Übertragungs"- oder "Gegenübertragungsphänomene", entstanden in ähnlichen **kontextuellen** Situationen oder mit der Person DuBois' als "**personaler Konstante**", für die scheinbar gefundenen Persönlichkeitsstrukturen sowie deren Homogenität in bezug auf bestimmte Merkmale verantwortlich sind²⁵; zwar hat DuBois mit unterschiedlichen Methoden gearbeitet, doch blieb sie als Person ja immer Dieselbe!

Ohne die Konsequenzen der letztgenannten Prozesse näher zu reflektieren, bezeichnet DuBois den Eindruck, den ihre eigene Erscheinung bei den Aloresern hervorgerufen habe, mit "seltsam", "plump", "beängstigend" u.ä. ("strange", "clumsy", "frightening": DuBois 1961, S. XI; vgl. auch Bock 1980, S. 93).²⁶ So hat **DuBois'** psychische Situation sowie die mit ihrer Person verbundene Ausstrahlung **alle** von ihr durchgeführten Untersuchungen möglicherweise stärker beeinflusst, als sie selbst und ihre Mitarbeiter dies wahrhaben wollten. Als konstituierender Mechanismus wäre hier vor allem die **Angst** der Ethnologin angesichts der sie bedrohenden, ihre Identität in Frage stellenden fremden Eindrücke zu nennen; da nimmt es nicht wunder, wenn bei dem Gegenüber solche Eigenschaften wie Neigung zu Depressionen, mangelnde Ich-Stärke, Bedürfnisse nach Versorgtwerden etc. auch gefunden werden (vgl. insbesondere Devereux 1967/1973; Erdheim 1984, S. 25f.; sowie Kap. II, 1. der vorliegenden Arbeit). Die postulierten Persönlichkeitsstrukturen der Aloreser wären somit in nicht unerheblichem Maße **auch** als die Spiegelung der nicht genügend reflektierten psychischen Prozesse der Ethnologin auf die von ihr Untersuchten (der "Gegenübertragung" in psychoanalytischer Terminologie) aufzufassen.

Ebenfalls müßte noch stärker hinterfragt werden, ob die gefundenen Persönlichkeitszüge tatsächlich repräsentativ für die Mehrheit der Bewohner Atimelangs (bzw.

²⁵ "Übertragung" und "Gegenübertragung" sind der Psychoanalyse entlehnte "Termini technici" (vgl. z.B. LaPlanche und Pontalis 1982, S. 164-165 und S. 550f.).

Mit "Übertragung" sind etwa die Gefühle gemeint, die der Analysand - unbewußt - dem Analytiker entgegenbringt (bzw. die durch dessen Erscheinung beim Analysanden ausgelöst werden), und die ihren Ursprung in seiner, d.h. des Analysanden, Biographie haben.

"Gegenübertragung" bezeichnet den umgekehrten Vorgang - das Phänomen, daß die Person des Analysanden bestimmte emotionale Reaktionen beim Analytiker hervorruft.

Natürlich beeinflussen Übertragungs- und Gegenübertragungsprozesse sich wechselseitig. Insbesondere in Kap. II, 1., anläßlich der Vorstellung der Devereux'schen Thesen, soll ausführlicher auf Berechtigung und Notwendigkeit der Berücksichtigung der genannten Phänomene in der **Ethnologie** eingegangen werden. - Aus nichtpsychoanalytischer Sicht äußert sich zu der hier angesprochenen Bedeutung des **Kontexts** sehr aufschlußreich Shweder (1979).

²⁶ Hierher gehört auch, daß sie die Bedeutung ihrer "medizinischen" Tätigkeit nur darin sieht, den Kontakt zu den Bewohnern Atimelangs zu verbessern - die sozialpsychologischen Effekte, wie sie mit einem solchen Status "fremde Heilerin" verbunden sind, werden von ihr nicht hinterfragt.

Alors) sind (vgl. Powdermaker 1945; Lindesmith und Strauß 1950/1968). Lobend erwähnt Barnouw, daß DuBois selbst sich dieses Problems bewußt ist:

"DuBois stellt fest, daß die Autobiographien nicht die ideale oder typische Persönlichkeit auf Atimelang repräsentieren. Die erfolgreicherer [Bewohner] waren mit ihren Angelegenheiten zu sehr beschäftigt, als daß sie die Zeit gehabt hätten, ihre Lebensgeschichte zu erzählen; weder übten das Geld noch das Prestige genügend Anziehung auf sie aus ..." (Barnouw 1973, S.154; Ergänzung M.A.)

Dies bezieht sich jedoch nur auf den sozio-ökonomischen Aspekt innerhalb des breiten Spektrums von Beweggründen, die bedeutsam gewesen sein können für den Entschluß eines Individuums, sich DuBois als "Informant/in" (bzw. "Proband/in") zur Verfügung zu stellen; gleichermaßen könnte hier als tragende Motivation das Bedürfnis nach Aussprache, nach einer "talking cure" (im Sinne Freuds), vermutet werden: war die Schwellenangst erst einmal überwunden, bot sich die Ethnologin - als tendenziell neutrale Person - einem unter größerem Leidensdruck stehenden, psychisch instabilen Individuum möglicherweise als willkommene Gesprächspartnerin an; für solche Menschen wird der "Verführungscharakter" der ethnologischen Begegnung - falls die These denn zutrifft - somit besonders ausgeprägt sein, was wiederum der Verallgemeinerungsfähigkeit der gefundenen Resultate entgegensteht.²⁷

Es sollte auch darauf hingewiesen werden, daß die mit Hilfe der verschiedenen Verfahren untersuchten Personen zum Teil identisch waren; infolgedessen spricht die (tendenzielle) Ähnlichkeit der Ergebnisse - im besten Falle - für die inhaltliche Gültigkeit der beschriebenen Testinstrumente (vgl. jedoch die Problematik des "Interviewer"- bzw. "Gegenübertragungseffekts"), berechtigt jedoch nicht, Rückschlüsse auf "die" typische Alor-Persönlichkeit zu ziehen.

Besonders bei näherer Betrachtung fällt die doch recht große **individuelle Variation** der (postulierten) Persönlichkeiten der Testpersonen ins Auge: Für Kardiner scheint dies kein größeres Problem; zuallererst seiner Theorie der Basispersönlichkeit verpflichtet, behauptet er,

²⁷ Die These vom "Verführungscharakter" hat Morgenthaler für die **psychoanalytische** Beziehung zur Diskussion gestellt (Morgenthaler 1978, S. 78); er möchte damit ein Gegengewicht setzen zum vielzitierten "Leidensdruck", der den Patienten zum Analytiker "treibt". Erdheim nun bezieht in seiner Absicht der Analogisierung von Psychoanalyse und Ethnologie "Verführungscharakter" auch auf die **ethnologische** Situation (1984, S. 23f.). Es stellt sich mir hier allerdings die Frage, ob für die ethnologische Begegnung "Leidensdruck" nicht doch - zumindest in einem Teil der Fälle (incl. der einiger Ethnologen/-innen!) - in einer Art symmetrischen Rückschlusses als Motivationsmoment in Erwägung gezogen werden muß.

"Es kann wenig Zweifel über den prinzipiellen Trend geben ... die Kombination der Einflüsse, wie sie von Geburt an bis zum Erwachsenenalter wirksam sind, muß ein tief verunsichertes und isoliertes Individuum hervorbringen" (Kardiner 1945, S. 169; Hervorhebung M.A.)

DuBois allerdings, der mit der Zeit offensichtlich einige Zweifel gekommen sind, nimmt mit zunehmendem Abstand von der Kardiner-Schule in der zweiten Auflage ihres Werks solche Erkenntnisse der interindividuellen Variation unter den Atimelangers zum Anlaß, Basispersönlichkeit zum Konstrukt der "Modalpersönlichkeit" - als des **statistisch häufigsten** Persönlichkeitstyps - zu relativieren (DuBois 1961, S. 4-5).

Nicht belegt ist weiterhin die These, daß nun gerade die (beobachteten) Praktiken der Kindererziehung - als Teil der "primären" Institutionen - die entsprechenden Momente für die Determinierung der Erwachsenenpersönlichkeit darstellen. Powdermaker schreibt in ihrer Rezension von "The People of Alor":

"Wir sind nicht sicher, daß diese Abwesenheit der Mutter, die bei allen Gartenbauvölkern Melanesiens üblich ist, notwendigerweise dazu führt, daß die Mutter zu einem frustrierenden Objekt wird. Meine Feldforschungen in Neu-Irland, wo die Praktiken der Kinderfütterung identisch mit denen auf Alor sind, ließen bei mir nicht den Eindruck entstehen, daß es hier zu Gefühlen von Frustration kam." (Powdermaker 1945, S. 160)

Einen äußerst bedeutsamen Effekt in dieser Hinsicht zeigt Vidich; er lenkt das Augenmerk auf die der Feldforschung DuBois' kurze Zeit vorangegangene koloniale "Befriedung" Alors durch die Holländer:

Ab etwa 1918 hatte die Kolonialmacht Holland viele der ursprünglich in Bergdörfern lebenden Bewohner gezwungen, in die küstennahen Regionen umzusiedeln, wo sie einer Verwaltungselite, die sich aus den moslemischen und Malaiisch sprechenden Küstenbewohnern rekrutierte, unterstellt wurden. Dies sollte der besseren Durchsetzung der kolonialistisch-ausbeuterischen Ziele der Holländer dienen:

Zwangsabgaben in Höhe von 2/12 der jährlichen Arbeitserträge plus ein Monat unbezahlte Zwangsarbeit pro Jahr wurden allen männlichen Aloresen auferlegt; dazu kamen unvorhersehbare Abkommandierungen zu dringend anfallenden Arbeiten im "öffentlichen Interesse".

Auch die Bewohner Atimelangs waren ca. 15-20 Jahre vor DuBois' Ankunft einer solchen Zwangsumsiedlung (einschließlich mehrerer sich daran anschließender "Pazifizierungskampagnen") unterworfen worden - körperliche "Züchtigungen", Ge-

fängnisaufenthalte und andere Repressionstechniken waren Erfahrungen, denen ein Großteil der Atimelanger, speziell auch einige der von DuBois Befragten, immer wieder ausgesetzt war (Vidich 1966, S. XCIII). Es liegt auf der Hand, daß eine solche historisch-biographische Erfahrung natürlich ebenfalls zu den beschriebenen psychischen Konstellationen führen kann - zu, wie Vidich schreibt,

"Hinterhältigkeit, negativistischem Verhalten und einer in gewisser Weise verborgenen Halsstarrigkeit, jenen Techniken, wie sie in klassischer Weise von einem unterworfenen, aber nicht völlig besiegt Volk eingesetzt werden." (Vidich 1966, S. CIX)²⁸

Sehr deutlich zeigt sich hier die Auslassung der historischen Perspektive als eine der zentralen Schwächen des Kardiner-DuBois'schen Modells. Allerdings - und hier beweist DuBois einmal eine gewisse Unabhängigkeit von ihrem Mentor Kardiner - zieht sie auch andere Ätiologien, beispielsweise häufige und schwere Infektionskrankheiten im Kindesalter, für die Genese der gefundenen Persönlichkeitsstrukturen in Erwägung:

"Es muß der mögliche Einfluß auf die [Ausbildung der] Persönlichkeit in die Überlegungen einbezogen werden, der durch jene entkräftenden Erkrankungen zustande kommt, die häufig in akuter Form während der Kindheit durchgemacht werden". (Du Bois 1961, S.81; Ergänzung M.A.)

Auch Róheim bezweifelt - allerdings im Rahmen seines psychoanalytischen Argumentationssystems - daß die äußerlich sichtbaren Sozialisationspraktiken den entscheidenden Einfluß auf die Persönlichkeitsbildung haben sollen. Er glaubt, daß nicht so sehr das konkrete mütterliche Verhalten, sprich: das Vorenthalten ausreichender Nahrung, frustrierende Zurückweisungen den Kindern gegenüber - als primär verantwortlich anzusehen ist für die (vermeintliche) Unfähigkeit der Aloreser zur Entwicklung positiver und integrierter Persönlichkeitsstrukturen; vielmehr liege die Ursache hierfür in der generell emotional feindseligen und abweisenden Haltung der Mütter gegenüber ihrer Nachkommenschaft. (Róheim 1950, S. 261; vgl. S. 68 d. vorl. Arb.)²⁹

²⁸ Vgl. hierzu auch die - fast identischen - Aussagen Bosses zum versteckten Widerstandspotential unterdrückter Völker in Kap. II,2. (Bosse 1979/1984).

²⁹ Eine Entscheidung in dieser Debatte "zugunsten" Róheims brachte die auf statistischen Methoden des interkulturellen Vergleichs fußende Arbeit Rohners (1970). (Eine zusammenfassende Diskussion der Arbeiten Rohners gibt Beuchelt 1983, S. 357).

Die hier aufgeführte Kritik soll nun nicht die gesamten Erkenntnisse der DuBois'schen Studie in Frage stellen; sicherlich haben solche mütterlichen Verhaltensweisen, wie sie DuBois beschreibt, Auswirkungen auf die weitere psychische Entwicklung der Kinder gehabt. Ob diesen - beobachtbaren - mütterlichen Sozialisationspraktiken (als einem Teil der primären Institutionen im Kardiner'schen Sinne) nun tatsächlich solch unwiderrufliche und lebenslang prägende Bedeutung beikommt, darf mit gutem Grund in Frage gestellt werden - zu wenig richtet DuBois ihr Augenmerk auf die Verhaltensweisen anderer Personen den Kindern gegenüber, die die "mütterliche Vernachlässigung" u.U. kompensieren. Generell erfahren die restitutiven und konstruktiven Bereiche des Lebens auf Alor eine nur ungenügende Berücksichtigung durch DuBois (vgl. Anm. 24; auch: Powdermaker 1945 sowie die Position der "neueren" Ethnopschoanalyse, speziell Erdheims These zur "Adoleszenz als zweiter Chance": 1984, in Anlehnung an Eißler 1958/1966). Dies mag auch daran gelegen haben, daß DuBois - als gebildete Vertreterin einer anglo-europäischen Mittel- bzw. Oberschicht mit einer gänzlich verschiedenen Erziehungs- und Sozialisationsideologie - primär schockiert gewesen ist angesichts solcher Situationen, in denen Kinder der beschriebenen Vernachlässigung durch ihre Mütter ausgesetzt waren; solche Erkenntnisse im Beobachtungsprozeß ziehen ja wie noch zu zeigen sein wird, entweder die Verdrängung oder aber die besondere Hervorhebung der beobachteten Phänomene durch den Ethnologen (hier: die Ethnologin) nach sich.

Andererseits konnte DuBois sich offensichtlich schlecht gegen ihren (männlichen!) Mentor Kardiner (bzw. gegen die "psychiatrische Denkweise") durchsetzen; dessen primäres Bedürfnis nach Validierung der Theorie hat die positiven Aspekte des Lebensmilieus in Atimelang, wie sie von DuBois zunächst in Ansätzen auch dargestellt wurden, noch weiter zu Marginalien werden lassen. So gehen in "The People of Alor" ethnologische Voreingenommenheiten ("preconception") und einseitige psychiatrische Denkweise ("bias") eine unglückselige Verbindung ein, die zu großen Teilen die Verantwortung trägt für die Tendenziosität der Darstellung.

Tatsächlich scheint die emotionale Grundhaltung der Bezugspersonen den Kindern gegenüber eine beträchtlichere Rolle zu spielen, als üblicherweise in der Kultur- und Persönlichkeitsforschung angenommen wurde (Hartmann, Kris und Loewenstein 1951/1969). Hoffmann zitiert zwei Arbeiten (Belof 1957; Kline 1969), die keine oder eine nicht sehr ausgeprägte Beziehung zwischen Sauberkeitserziehung und "analem Charakter" belegen; vielmehr ließe sich "eine solche eindeutig nachweisen zwischen Analcharakter der Mutter und Analcharakter des Kindes" (Hoffmann 1984, S. 205). Auch letzteres spräche eher für Róheims These.

Für die ethnologische Praxis bedeutet eine solche Annahme natürlich eine ausgesprochene Erschwerung, zumal "emotionales Milieu" bedeutend schwieriger zu erfassen ist als "Praktiken der Kindererziehung".

Basis- und Modalpersönlichkeit (Folge)

Der Kardiner'sche Ansatz erscheint vielversprechend: zeigt er doch einen möglichen Kausalzusammenhang der (scheinbar) nicht identischen Phänomene Kultur und Persönlichkeit; darüber hinaus eröffnet er theoretisch die Möglichkeit der dynamischen Perspektive: Veränderungen im Bereich der primären Institutionen werden - über geänderte Erziehungspraktiken - entsprechende Folgewirkungen auf die Merkmale der Basispersönlichkeit mit sich bringen (Bock 1980, S. 90-91). In bezug auf Voraussetzungen und Methodik scheint nun speziell das Vorgehen von DuBois einen deutlichen Fortschritt gegenüber früheren Untersuchungen mit sich zu bringen. Hier zu nennen wären vor allem: ausführliche und fundierte Darstellung der Sozialisationspraktiken, neue Techniken bzw. Mehrdimensionalität der Erfassungsvorgänge; unabhängige Auswertungen durch verschiedene, nicht an der Feldforschung beteiligte Wissenschaftler. Nicht zuletzt waren auch die vorangehende psychologische Ausbildung von DuBois und das Erlernen der einheimischen Sprache von großem Vorteil für ihre Studie.

Im weiteren sollen die Kardiner-Linton-DuBois'schen Thesen einer ausführlichen Kritik zugeführt werden; aufgrund der bahnbrechenden und exemplarischen Position, die diesen Theorien innerhalb der Kultur- und Persönlichkeitsforschung zukommt, erweisen sich solche kritischen Einschätzungen als richtungsweisend in bezug auf eine abschließende Stellungnahme zur gesamten Disziplin.

Auffällig ist, wie unvermittelt die "primären Institutionen" im Modell Kardiners erscheinen; Kardiner selbst ist sich über ihre mangelnde Herleitung im Klaren:

"... Psychologie kann kein Licht darauf werfen ... wie diese primären Institutionen ihre endgültige Form gefunden haben. Soweit wir wissen, wurde hierzu nie eine besondere Erklärung abgegeben..." (Kardiner 1939, S. 471)

Diesen Aspekt kritisiert auch Harris, der die Berücksichtigung einer historisch-materialistischen Perspektive - speziell mit der Möglichkeit der Ableitung der primären Institutionen - vermißt:

"Es liegt eine ungeheure Ironie in der Tatsache, daß die weitgehende Ablehnung diachronen Denkens die Möglichkeit einer Synthese seiner Formulierungen mit denen des kulturellen oder historischen Materialismus vor Kardiners Blicken verbarg" (Harris 1968, S. 442; vgl. auch den Kommentar Vidichs im "Exkurs" I!)

Solange die Annahme der primären Institutionen als kausale Faktoren nicht weiter hinterfragt wird, hat sie weniger Plausibilität als die Freud'sche Vorstellung, nach der Kulturentstehung und Persönlichkeitsentwicklung letztlich auf die Existenz biologisch begründbarer Triebe zurückzuführen sind.

Auf Kardiners äußerst negativistische und herabsetzende Einschätzungen der "typischen" Alor-Persönlichkeit wurde im "Exkurs" I ausführlich eingegangen. Offensichtlich hängen solche "schiefen Bilder", wie sie hier vorgelegt wurden, zum Teil zusammen mit der einseitigen klinisch-psychiatrischen Perspektive der Auswerter, zum anderen aber auch mit der Tatsache, daß diese nicht persönlich an der Feldforschung beteiligt waren (was vordergründig in der Konzeption der Studie ja als Vorteil - sprich: Schlagwort von der "Unabhängigkeit der Auswertung" - imponiert!). Jahoda schreibt:

"Kardiner benutzte diese allgemeine analytische Vorgehensweise ... ohne selbst überhaupt Feldforschung betrieben zu haben. Diese Tatsache ist nicht ohne Bedeutung, denn das, was [schließlich] herauskam, waren Bilder von Kulturen oder Persönlichkeiten, wie sie sich beim Blick durch seine theoretische Brille ergaben, ohne die Perspektive und das Verständnis, die man nur durch die Erfahrung einer Kultur 'aus erster Hand' gewinnen kann." (Jahoda 1982, S. 85)

Einen noch befremdlicheren Eindruck hinterläßt dieses bei Kardiner und (allerdings weniger ausgeprägt) auch bei DuBois durch überwiegend negative Zuschreibungen gekennzeichnete Bild "der" Aloreser-Persönlichkeit, wenn man Meads häufig verklärende Beschreibung der Zustände auf Samoa dagegenhält. Neben den tatsächlich sehr verschiedenen Gegebenheiten spiegeln die so gegenteilig anmutenden Darstellungen möglicherweise auch zwei Spielarten des kulturellen Relativismus, dem sich grundsätzlich alle Genannten verpflichtet fühlen: In Anlehnung an Devereux wird man dies einerseits als den exotistisch-selektiven (Mead) und andererseits als kategorisierend-abwertenden Abwehrversuch (DuBois, Kardiner) - entstanden in der Konfrontation mit angstausslösendem "Material" und mit dem unbewußten Ziel der relativierenden Distanzierung von der eigenen Lebenswelt - bezeichnen (vgl. S. 82f. d. vorl. Arb.): So kann die (angstausslösende) Erkenntnis mangelnder "Tiefe" in zwischenmenschlichen Beziehungen als Ausdruck innerer Unabhängigkeit, als "Leichtigkeit", sich von einem nahen Partner auch wieder zu trennen, idealisiert werden (Mead 1949, S. 132f.) und gleichzeitig als fehlendes Urvertrauen, innere Instabilität etc. (vgl. S. 22 d. vorl. Arb.) imponieren.³⁰

³⁰ Gerade an diesen Beispielen zeigt sich erneut die innere Verwobenheit von radikalem Kulturrelativismus und verdecktem bzw. nicht bewußtem Eurozentrismus (vgl. Kohl 1986 zu den Tagebuchaufzeichnungen Malinowskis mit ihrer Tendenz zur Herabsetzung der Einheimischen: Malinowski 1986).

Basis-, z.T. auch Modalpersönlichkeit sind hypothetische Konstrukte: eine systemunabhängige Herleitung der Basispersönlichkeit durch Kardiner findet nicht statt:

"... die entscheidende Schwachstelle von Kardiners (und von anderen, vergleichbaren) Schemata war deren Unfähigkeit, in der Praxis wirklich unabhängige Aussagen über die zwei hauptsächlichen Gruppen von Variablen zu treffen - derjenigen, die sich entweder auf 'Kultur' oder derjenigen, die sich auf 'Persönlichkeit' bezog." (Jahoda 1982, S. 87)

Spiro fordert in einem frühen Aufsatz, die Vorstellung der ontologischen Verschiedenheit beider "Gegenstände" überhaupt aufzugeben (Spiro 1951).³¹ Diese Einschätzungen lassen gegenüber Kardiners Konzept den Vorwurf methodologischer Unzulänglichkeit - möglicherweise aufgrund inhaltlicher Redundanz - erkennen: Basispersönlichkeit als Ergebnis der Übersetzung ethnologischer Phänomene in eine psychologische Terminologie:

Immerhin kannte Kardiner die ethnologischen "facts"; zu diesen setzte er die ihm vorgelegten Autobiographien entsprechend in Beziehung, so daß daraus - etwas maliziös formuliert - eine Bestätigung seiner Theorie resultierte.

Nun beruft Kardiner sich ja darauf, daß auch andere - unabhängige - Verfahren (bzw. Auswerter) zu ähnlichen Ergebnissen in bezug auf die zugrundeliegenden Persönlichkeitsstrukturen der "Testpersonen" gelangt seien und damit seine Theorie validiert hätten.

Im "Exkurs" I wurde jedoch versucht zu zeigen, daß von einer echten Systemunabhängigkeit der anderen Verfahren nicht ausgegangen werden kann: Psychiatrische "bias" der Auswerter, Übertragungs- und Gegenübertragungsmechanismen (bezüglich der Person DuBois'), partielle Identität der in den verschiedenen Verfah-

Erdheim schreibt: "Xenophobie und Exotismus, auf den ersten Blick Gegensätze, sind beide insofern verwandt, als sie Vermeidungsstrategien sind." (1988, S. 261).

³¹ Natürlich wird durch die Stellungnahmen Jahodas und Spiros das gesamte Konzept von **Kultur** und **Persönlichkeit** - als zweier voneinander abgegrenzter Gegenstände - im Grundsatz in Frage gestellt; vgl. hierzu auch Eckensberger und Krewer, die für die "neuere" Ethnopsychanalyse (vgl. Kap. II., 2.), aber auch die kognitive Psychologie (Shweder 1980) die erneute Hinwendung zu "integrativen und organisierenden Prinzipien der Verknüpfung oder gar Identifizierung von Kultur und Persönlichkeit" ausmachen (Eckensberger und Krewer 1985, S. 121-122) - dies insbesondere nach einer Phase der auf Kardiner folgenden weiteren faktorenanalytischen Aufsplitterung von Kultur und Persönlichkeit mit dem Ziel des interkulturellen Vergleichs (vgl. Kap. I., 4.). Auch Eckensberger und Krewer selbst plädieren für einen solchen (handlungstheoretisch) orientierten Ansatz der Verschmelzung, wobei in der "handelnden Auseinandersetzung des Einzelnen mit seiner Umwelt" sich dynamische Analysekatégorie für den "Gegenstand" ergäben. Somit würden

"kulturelle Merkmale ... als Identitätsanker zu einem definierenden Teil der Persönlichkeit, während umgekehrt Kultur immer als eines jemanden Kultur aufgefaßt wird" (Eckensberger und Krewer 1985, S. 122).

ren Untersuchten bzw. Identität im Hinblick auf die Motivation, mit DuBois zu arbeiten - alle diese Phänomene zusammengenommen können schon die relative Übereinstimmung der von den Auswertern gefundenen Persönlichkeitsstrukturen erklären, ohne daß eine solche tatsächlich zugrunde liegen muß bzw. die These von der Basispersönlichkeit damit bewiesen wäre.

Gegenüber Kardiners Vorstellung von der Basispersönlichkeit scheint DuBois' Annahme einer "modalen" Persönlichkeitsstruktur - als dem real am häufigsten vorkommenden Persönlichkeitstypus, ohne daß dieser der "Durchschnitts"(Basis)-Persönlichkeit entsprechen muß (vgl. S. 27 d. vorl. Arb.) - realitätsangemessener und empirisch noch eher haltbar (sofern man sich auf derartige Konstruktionen denn überhaupt einlassen will).

Auffällig ist, daß der - mäßige - Zugewinn an empirischer Grundlage (gegenüber den theoretischen Deduktionen Kardiners, insbesondere vor seiner Zusammenarbeit mit DuBois), mit einer tendenziellen Auflösung des Phänomens einhergeht; mit zunehmendem zeitlichem Abstand schreibt DuBois im Vorwort zur zweiten Ausgabe ihres Werkes sogar:

"Es ergibt sich eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß nur eine kleine Prozentzahl der Menschen in einer Gesellschaft zu diesen modalen Gruppen gehört. Die Bandbreite der Merkmalsverteilung innerhalb einer mäßig komplexen Gesellschaft ist größer als die multimodalen Unterschiede zwischen den Gesellschaften." (DuBois 1961, S. 20; Hervorh. M.A.)

Einige auf "The People of Alor" nachfolgende Untersuchungen, die sich ebenfalls auf projektive Tests stützen und diese nach ihrer Auswertung einer statistischen Analyse unterziehen, kommen zu Schlußfolgerungen, die eher DuBois' These der Modalpersönlichkeit(en) - bzw. auch der großen interindividuellen Varianz der Persönlichkeitsstrukturen in einer Gesellschaft - belegen als Kardiners platonische Modellvorstellung (z.B. Wallace 1952; Gladwin und Sarason 1953, deren Arbeit sehr an DuBois' Studie erinnert).

Schließlich muß auch der von der Kardiner-Schule postulierte Prägemechanismus der Persönlichkeit durch die "primären Institutionen" bezweifelt werden; zu wenig gehen hier individuell-historische Erfahrungen, wie sie unabhängig von den "primären Institutionen" gelebt werden, in die Überlegungen ein; auch dem "emotionalen Klima" als einem Faktor, der für die Reifung der Persönlichkeit offensichtlich eine große Rolle spielt, und dessen Bedeutung stärker orthodox-psychanalytisch argumentierende Autoren wie Róheim hervorheben, wird von der Kardiner-Schule kaum Beachtung geschenkt (zu beiden Kritikpunkten vgl. "Exkurs" I). Insbesondere ist in keiner Weise bewiesen, daß die - durch welche Mechanismen auch immer - in der frühen Kindheit einmal "geprägte" Persönlichkeitsstruktur des

Individuum sich zeitlebens erhält und sogar noch, in ihren "grundsätzlichen Anteilen" als Basispersönlichkeit, von Generation zu Generation und ungeachtet des sozialen und historischen Wandels an die Nachkommen weitergegeben wird. Gerade die letztgenannten Fragen berühren jedoch den theoretischen "Kern" der Kultur- und Persönlichkeitsforschung und sollen im Schlußkapitel (I.5.) einer abschließenden Kritik zugeführt werden.

3. Nationalcharakter

Eine eigentümliche Qualität besitzen die Studien zum Nationalcharakter, die die Thesen des konfiguralistischen Ansatzes mit denen des Konzepts der Basispersönlichkeit zu verbinden suchen (Bock 1980, S. 109, vgl. Anm. 17).

Inkeles und Levinson geben folgende Definition:

"Nationalcharakter" bezieht sich auf relativ beständige Persönlichkeitsmerkmale und -Muster, die statistisch am häufigsten [= modal] unter den erwachsenen Mitgliedern einer Gesellschaft zu finden sind." (Inkeles und Levinson 1954 / 1969, S. 428; Ergänzung M.A.)

Die Blütezeit dieser Spekulationen liegt in den 40er und 50er Jahren, ausgelöst durch die Beteiligung der USA am II. Weltkrieg und die sich daran anschließende Phase des Kalten Krieges mit der Sowjetunion.

Im Gegensatz zu früheren Arbeiten befassen sich die Autoren mit den Charakterstrukturen - bzw. der Basispersönlichkeit - der Mitglieder hochkomplexer und großräumiger Staatengebilde, hier insbesondere (aus den geschilderten Gründen) mit Japan, Deutschland und der Sowjetunion (Fromm 1941; Gorer 1943; Benedict 1946b; Gorer und Rickman 1949; Mead 1951; Kluckhohn 1962). Auch die USA selbst sind Thema einiger Studien zum Nationalcharakter: Mead (1942), Gorer (1948), Riesman u.a. (1950/1961).

Exemplarisch sei hier Gorer zitiert, der - ganz im konfiguralistischen Sinne - einen Isomorphismus von individuell-psychischen und gesellschaftlichen Makrostrukturen sieht; während des II. Weltkrieges ist er als Verbindungsoffizier zwischen militärischen Entscheidungsträgern der USA und denen des alliierten England eingesetzt, und sein Thema sind die betreffenden nationalen Charaktere; speziell für die USA als einem typischen Einwanderungsland glaubt er, eine allgemeine Ablehnung traditioneller Strukturen und geschichtlichen, auf die Vorfahren bezogenen Denkens feststellen zu können:

"Die individuelle Ablehnung des europäischen Vaters als Vorbild und moralische Autorität, die jeder Amerikaner der zweiten Generation vollziehen mußte, erhielt ihre Bedeutsamkeit und ihren Nachdruck durch den ähnlichen Vorgang der Ablehnung Englands durch Amerika, wodurch dieses zu einer unabhängigen Nation wurde." (Gorer 1948, S. 27)

Ganz besonders kritikwürdig (und kurios in bezug auf ihren ethnologischen Anspruch!) sind natürlich die Studien, die zum japanischen, deutschen und (später) russischen Nationalcharakter entstanden sind; sie verwenden fast ausschließlich Se-

kundärquellen wie Filmmaterial, Literatur, Radiosendungen, regierungsamtliche Propagandaschriften usw.³² Im besten Fall kommen einmal psychologische Tests und Befragungen von Kriegsgefangenen (Dicks 1950) oder russischen Flüchtlingen (Kluckhohn 1962) dazu.

Gerade hier sind platte Bilder, entstanden unter vielfach falschen Grundannahmen, die Folge: der nach außen sich kultiviert-ästhetisch, freundlich und zurückhaltend gebende Japaner sei im Kern seines Wesens anal-sadistisch und zwanghaft strukturiert, gepaart mit einer überstarken Neigung, sich äußeren Autoritäten zu unterwerfen, sich von der öffentlichen Meinung abhängig zu machen; seinen Ursprung habe dieser dominierende Charaktertypus in dem extrem früh einsetzenden und rigorosen Sauberkeitstraining, dem die japanischen Kinder ausgesetzt seien (u.a. Gorer 1943; Benedict 1946b) - nur zu ärgerlich, daß in der Folge "im Feld" durchgeführte Untersuchungen keinerlei Hinweise auf besonders drastische Maßnahmen der Sauberkeitserziehung ergaben (Haring 1956)³³!

Ähnliche gewagte Annahmen in bezug auf den russischen Charakter und sein Verständnis in Zusammenhang mit der Kenntnis einschränkender und besonderer Wickelpraktiken, denen die Kleinkinder unterworfen sind, gipfeln in der These, historische Ereignisse und Prozesse in diesem Lande (Revolution, stalinistische "Säuberungen") könnten mit den besonderen Strukturmerkmalen ebendieses Charakters in Verbindung gebracht werden (Gorer und Rickman 1949).³⁴

Manche Schriften, die stärker an sozialpsychologischen Mechanismen orientiert sind, entbehren nicht einer gewissen Plausibilität: so z.B. die Untersuchungen Adornos (u.a.) zur "Autoritären Persönlichkeit" (1950) oder auch die Arbeit

³² Zur Methodik solcher ethnologischer Analysen "auf Distanz" vgl. Mead und Métraux, Hg. (1953).

³³ Anm. 29 könnte den hier angedeuteten Widerspruch erklären; vor obigem Hintergrund erscheint auch das bei Spindler angeführte Zitat eines seiner Studenten (in bezug auf die Theoretiker des Nationalcharakters) eher plausibel: "Sie sind offenbar zu einer Menge richtiger Ergebnisse gekommen, trotz falscher Voraussetzungen." (Spindler 1978, S. 25). Spindler schreibt jedoch weiter: "Dieses Vorgehen hat einfach ein unverdaulich großes Stück aus der Wirklichkeit herausgebissen." (ebda).

Interessanterweise lobt auch Geertz Benedicts Werk über die Japaner (Benedict 1946b) nicht für die Passagen, in denen sie sich in Kausalzusammenhängen versucht, über die sie sich "unbehaglich ... hinweg bewegt", sondern dort, wo sie sich gestatte, "gegen Ende, fast mit einem Seufzer der Erleichterung, zum Porträtieren zurückzukehren - Kirschblüten, Teezeremonien, die lackierten Lebensläufe japanischer Männer" (Geertz 1990, S. 123).

³⁴ Gerade an dem genannten Werk wird deutlich, daß die Konzeption des Nationalcharakters diesen immanent - und damit in (nicht ausgesprochener) Abkehr von einer reinen "konfiguralistischen" Auffassung - zum **verursachenden Prinzip** für Vorgänge auf anderer (sozialer, ökonomischer, historischer) Ebene werden läßt. Insofern stehen die Nationalcharakterstudien für eine ganz bestimmte Art des "psychologischen Reduktionismus" (vgl. Hildebrandt 1978). Dieser ist jedoch von der "psychogenetischen" Sichtweise eines Róheim meilenweit entfernt (vgl. Anm. 52), zumal - zumindest theoretisch - diese Studien sich weiterhin dem Grundpostulat des "kulturellen Determinismus" (vgl. Kap. I., 5.) verpflichtet fühlen.

Eriksons (1950/65), in der er sich neben anderem den Identifikationsmöglichkeiten zuwendet, die der Hitler-Faschismus über eine mythologisch-verbrämte "Führer"-Biographie einer verunsicherten deutschen Jugend in den 30er Jahren anbieten konnte.³⁵

Insgesamt sind die meisten Untersuchungen zum Nationalcharakter jedoch sehr spekulativ:

Auf die Relativierung, die das Konzept der "Basispersönlichkeit" durch die Praktikerin DuBois erfahren hatte, wurde bereits hingewiesen (vgl. Kap. I, 2).

Kann "Basispersönlichkeit" somit auch für Gesellschaften mit geringer Mitgliederzahl und niedrigen Komplexitätsgrades nur noch mit Mühe bzw. unter Zuhilfenahme

³⁵ Beide Studien stellen jedoch Besonderheiten dar:

In Adornos Untersuchung ist kaum vom (deutschen) Nationalcharakter die Rede; vielmehr versucht Adorno, Horkheimer und andere Mitarbeiter des "Instituts für Sozialforschung" im amerikanischen Exil, eine allgemeine Theorie darüber zu entwickeln, wie faschistisches Bewußtsein (bzw. die Bereitschaft, ein solches zu entwickeln) "in den Köpfen der Menschen" zustande kommt und nach welchen Kriterien ein solches Bewußtsein beim Einzelnen angenommen werden muß oder sogar als Potential gemessen werden kann (Adorno 1950; Horkheimer 1936/1968; vgl. hierzu auch die Arbeiten von Reich 1934 und Fromm 1941, die als exilierte Psychoanalytiker ebenfalls Kontakt mit dem "Institut für Sozialforschung" pflegten und mit ihren Thesen einen theoretischen Anstoß gegeben hatten für die o.g. Untersuchungen: Lasch 1977/1987, S. 104f.).

Ihre Untersuchungen führten die Mitarbeiter des genannten Instituts in den 40er Jahren unter der Leitung Adornos an US-Amerikanern durch; dennoch nahmen sie, häufig zwischen den Zeilen, immer wieder Bezug auf eine Art durchschnittlichen faschistisch/autoritären Persönlichkeitstyps, wie er sich im Deutschland der Hitlerzeit exemplarisch realisiert habe: Adorno, Horkheimer u.a. (s.o.) waren als jüdische kritische Sozialwissenschaftler vor den Verfolgungen des Nazi-Regimes in die USA geflohen; natürlich hat in ihrer Motivation, das Phänomen "Faschismus" verstehbarer zu machen - ähnlich wie für Fromm und Reich - die persönliche Erfahrung mit der beginnenden Repression in diesem Land ab 1933 eine große Rolle gespielt. Auf einer etwas allgemeineren Ebene war das Ziel der Untersuchung Adornos und seiner Mitarbeiter, solche sozialpsychologischen Mechanismen zu erbellen, wie sie im Kontakt mit Fremden und Minderheiten ihren Niederschlag im Vorurteil (Stereotyp, Ressentiment) finden. Angesichts der derzeitigen innenpolitischen Situation in der BRD mit der Zunahme von Fremdenfeindlichkeit und dem erneuten Aufkommen eines faschistischen (Wähler-)Potentials, insbesondere in den Bundesländern der früheren DDR, erweist sich die ungebrochene Aktualität der genannten Fragestellung.

Auch der Psychoanalytiker Erikson war 1933 in die USA emigriert; seine Arbeiten haben sozialpsychologische Prozesse im historischen Kontext zum Thema: Eriksons Anliegen ist ebenfalls nicht eine starre Beschreibung des deutschen Nationalcharakters; vielmehr geht es ihm darum, solche psychischen Mechanismen herauszuarbeiten, die sich die faschistische Propaganda in einer speziellen Situation zunutze machen konnte, um die Aufnahmebereitschaft für ihre Ideologie - gerade bei der deutschen Jugend - zu erhöhen.

Beide Arbeiten sehen somit Nationalcharakter nicht als verursachendes Prinzip; vielmehr bemühen sich die Genannten, gewissen sozioökonomischen und historischen Konstellationen gleichzeitig auffindbare sozialpsychologische Mechanismen und Strukturen zuzuordnen.

Aus den genannten Gründen können diese Veröffentlichungen nur noch im weitesten Sinne als Studien über den Nationalcharakter begriffen werden; somit sind sie auch von der Kritik ausgenommen die ich im folgenden gegen die "klassischen" Nationalcharakterstudien anführen werde.

me des Konstrukts der "Modalpersönlichkeit" aufrechterhalten werden, so scheinen solche Modelle für die Anwendung auf "hochentwickelte" und komplexe (Klassen-) Gesellschaften nun gar nicht mehr tauglich:

"Die prinzipielle Schwierigkeit ... liegt in seiner Unfähigkeit, die Differenziertheit von großen nationalen Populationen angemessen zu berücksichtigen. Es betont die hauptsächlichliche Tendenz, deren tatsächliches Vorkommen zwar vermutet, aber nicht bewiesen wird, und vernachlässigt die Variationsbreite innerhalb und außerhalb des Typischen." (Inkeles 1961, S. 173)

Stärker noch ist an dieser Stelle die Methode einer "ethnologischen Analyse auf Distanz" in Frage zu stellen: Es entspricht einer allzu platten ("isomorphistischen") Auffassung, eine Auswahl der kulturellen Produkte einer Gesellschaft (sofern denn z.B. Propagandaschriften überhaupt als kulturelle Produkte anzusehen sind) als repräsentativ für das Gesamtganze der Kultur bzw. auch der gesellschaftlichen Strukturen anzusehen (vgl. hierzu die Zitierung Devereux', S. 89 der vorliegenden Arbeit).

Zwar versucht Mead, die (von ihr selbst eingestandene) fragliche Validität des Ansatzes dadurch zu erhöhen, daß sie Untersuchungen auch an nicht repräsentativen Informanten (Kriegsgefangenen, politischen Flüchtlingen) propagiert und diese rechtfertigt; ihr Argument, jedes Mitglied einer Gesellschaft könne zur Erhellung von deren Nationalcharakter beitragen, vorausgesetzt, seine Position innerhalb dieser Gesellschaft sei klar definiert (Mead 1953b), ist jedoch nicht stichhaltig und beinhaltet einen Zirkelschluß: wenn erst mit Hilfe der Angaben der genannten Informanten ein Bild ihrer Gesellschaft und Kultur entworfen werden soll, ist es ja nicht möglich, die Position dieser Informanten im gesellschaftlichen Gesamtgefüge realistisch einzuordnen, eben weil der Bezugsrahmen - die Gesamtgesellschaft - nur sehr indirekt (s. o.) und damit m.E. nicht valide belegt ist.

Erklärbar sind solche "Bilder" von Angehörigen der eigenen wie fremder Nationen vor allem mit dem soziopolitischen Klima und vor dem ideologischen Hintergrund ihrer Entstehung: Der unerwartete Überfall der Japaner auf Pearl Harbour, der den Eintritt der USA in den II. Weltkrieg mit sich brachte, hatte in diesem Land einen tiefen Schock hinterlassen; schmerzvoll wurde man sich der Unkenntnis der sozialen und historischen Gegebenheiten des rätselhaften und ungeahnt aggressiven Kriegsgegners Japan bewußt (Benedict 1946b, S. 1; vgl. Angermann 1971). Solche Uninformiertheit - gepaart mit der (in diesem Falle nur zu berechtigten) Angst vor dem Fremden, Unverständlichen verlangte geradezu nach stimmigen Bildern und Erklärungen, wie sie in den Formulierungen zum japanischen Nationalcharakter

dann auch geliefert wurden.³⁶ Ähnlich muß es den Amerikanern mit Deutschland und dem Nationalsozialismus ergangen sein: Eine europäische Nation, aus der zudem viele Vorfahren der US-Amerikaner als Einwanderer gekommen waren, bekennt sich "plötzlich" zu Faschismus, Völkermord und weltpolitischer Aggression. Wollte man keine - sicherlich kompliziertere - historisch-ökonomische Analyse zugrunde legen, so bot sich um so mehr das tendenziell ahistorische Konstrukt des "Nationalcharakters" als überzeugendes Erklärungsprinzip an.³⁷

Nicht zuletzt gelten ähnliche Aussagen auch für die Versuche über den russischen Nationalcharakter.

Andererseits steht zumindest ein Teil der Untersuchungen zum amerikanischen Nationalcharakter ebenfalls in Zusammenhang mit den geschilderten Vorgängen. Hier ist z.B. Meads Werk "And keep your powder dry" zu nennen (Mead 1942), das der ideologischen Aufrüstung der eigenen Landsleute dienen sollte und das von Bock auch folgerichtig als "moralische Schützenhilfe" apostrophiert wird (Bock 1980, S. 119). Auch Benedicts Arbeit über die Japaner (1946b) stellt in vielen Passagen deren Kultur und Nationalcharakter - z.T. in ironisierend-polemischer Absicht - dem US-amerikanischen Nationalcharakter gegenüber (vgl. Geertz 1990).

Entsprechend wurde die große Mehrzahl der hier beschriebenen Studien im Auftrag der US-Regierung (speziell des Kriegsministeriums) durchgeführt (Mead 1974, S. 57-58).

Untersuchungen zum Nationalcharakter sind nun seit den 60er Jahren deutlich zurückgegangen (Pelto 1967; Barnouw 1973, S. 220). Dies mag, neben den geschilderten Ursachen, auch daran gelegen haben, daß über viele der Länder, auf die sich die Nationalcharakterstudien bezogen hatten, in den 50er und 60er Jahren zunehmend mehr Fakten- und Datenmaterial aus nicht-ethnologischen Quellen verfügbar wurde: Japan und Westdeutschland hatten sich nach ihrer Niederlage im II. Weltkrieg auf die Seite des "freien Westens" unter Führung der USA gestellt. Mit der resultierenden wirtschaftlichen, politisch-ideologischen und z.T. militärischen Kooperation standen für die USA zwangsläufig mehr und verlässlichere Daten über ihre ehemaligen Kriegsgegner bereit (vgl. Anm. 36).

Daneben kamen viele US-amerikanische Soldaten während der Besatzungszeit in persönlichen Kontakt mit der Bevölkerung - ein Vorgang, der die Popularität solcher Versuche über globale Nationalcharaktereigenschaften eher wieder verringert haben mag.

³⁶ Sehr aufschlußreich schreibt Barnouw, daß der japanische Nationalcharakter in den Studien, die nach Ende des II. Weltkriegs (noch) erstellt wurden, deutlich positiver zur Darstellung kommt als in den vorangehenden Kriegsjahren (1973, S. 235). Dies belegt m.E. eindeutig, wie stark die Resultate der Untersuchungen zum Nationalcharakter von der jeweiligen ideologischen Perspektive abhängen.

³⁷ Warum ein solcher Nationalcharakter nur in bestimmten historischen Situationen "durchschlägt" (bzw. die genannten historischen Situationen nur "zeitweise" entstehen läßt), wird in diesen Studien offensichtlich nicht hinterfragt (vgl. auch das Zitat Harris', S. 61 d. vorl. Arb.)

Natürlich wurde auch die Informationslage über die Sowjetunion im Laufe der Jahre besser und detaillierter; dies vor allem durch die Ansammlung geheimdienstlicher Informationen durch die USA (vgl. Horowitz 1969, S. 267f.). Offensichtlich schien es für die Militärstrategen in den USA wichtiger, die Standorte der sowjetischen Raketenbasen - generell: das Niveau ihrer atomaren Bewaffnung - in Erfahrung zu bringen (vgl. Horowitz 1969, S. 323), als weiter über den sowjetischen Nationalcharakter zu spekulieren ...

Für das Schwinden der Attraktivität der Nationalcharakterstudien - und damit indirekt für ihre zahlenmäßige Verminderung - wird möglicherweise auch die Konfrontation der US-Amerikaner mit ihrem eigenen angeblichen Nationalcharakter verantwortlich gewesen sein: Welcher (insbesondere US-amerikanische) Leser wird nicht, angesichts der drohenden Uniformierung, die mit dem Konzept des Nationalcharakters bzw. der Basispersönlichkeit einhergeht und das eigene Selbstverständnis bezüglich der individuellen Biographie und Lebenslage in Frage stellt, beginnen, eine innere Rechnung zu erstellen, in wievielen Bereichen er sich ja doch - Gott sei Dank! - von dem beschriebenen Standardtyp unterscheidet!³⁸

Nicht nur durch die geschilderten Vorgänge, sondern auch und gerade durch die zunehmende Kritik von (sozial-) wissenschaftlicher Seite gerieten die Befürworter der Nationalcharakterstudien immer stärker in die Defensive; hierauf soll jedoch ausführlicher im Schlußkapitel (I.5.) eingegangen werden.

Trotz der hier dargestellten Entwicklung sind Nationalcharakterstudien keineswegs aufgegeben (Bock 1980, S. 129):

Beispiele aus jüngster Zeit sind die Veröffentlichungen Dundes' (1984) und Russells (1988), die sich (wieder einmal) dem deutschen Nationalcharakter zuwenden.³⁹

³⁸ So philosophiert Hsu - und dessen Arbeit über die Amerikaner als Beleg anzuführen sei mir trotz großer Skepsis einmal erlaubt, zumal er eher auf bestimmte Aspekte amerikanischer Wertvorstellungen denn auf Charaktereigenschaften im engeren Sinne abzielt - über "Vertrauen auf die eigene Kraft" ("self-reliance") als Schlüsselkonzept amerikanischer Ideologie ... (Dem steht nicht unbedingt entgegen, daß Riesman in seiner berühmten Studie im *de facto*-Verhalten vieler Amerikaner eine überwiegende "Außengeleitetheit" bzw. "Situationsabhängigkeit" ["other-directedness"] beklagt; man beachte an dieser Stelle auch, vorausgesetzt, beide Studien treffen irgend einen Teil der Realität, die Diskrepanz zwischen den ethischen Vorgaben einer Kultur und dem realen Verhalten ihrer Mitglieder - ein Aspekt, der in vielen konfiguralistisch ausgerichteten Studien kaum berücksichtigt wird: Hsu 1953; Riesman et al. 1950/1961).

Der hier beschriebene Vorgang - Angst vor "Uniformierung" - gilt natürlich besonders stark für negativ gehaltene Beschreibungen des eigenen Nationalcharakters, hat jedoch u.U. auch Bedeutung für tendenziell positive Darstellungen.

³⁹ Dundes nimmt erneut die Wickelthese - jetzt in bezug auf die Deutschen - auf. Er führt der Deutschen "Hang zur Innerlichkeit" ebenso wie die Hitler'sche Expansionspolitik (vgl. "Lebensraum") auf die mißliche Lage des eng bandagierten und "vollgeschissenen" (wieso nur:) deutschen Kleinkindes zurück.

Wöhrle schreibt, unter Zitierung Dundes':

Auch eine Studie, die die frühere englische Premierministerin M. Thatcher in Auftrag gegeben hat, hatte "typisch deutsche Charaktereigenschaften" zum Thema (vgl. die "taz" vom 16.7.1990, S. 1). Daneben war der holländische Nationalcharakter (bzw. ein "Psychogramm der niederländischen Kultur") Gegenstand der materialreichen, die Alltagskultur miteinbeziehenden Studie eines englischen Historikers (vgl. Carstensen 1990).

Es scheint, als könnten derartige Konstruktionen ständig von neuem auf die Faszination bauen, die sie beim Leser bzw. Adressaten hervorzurufen in der Lage sind. Dies gilt um so mehr, je fremder, auch: je geographisch entfernter die beschriebenen Gesellschaften für letzteren erscheinen.

Zusammenfassend muß jedoch festgestellt werden, daß die Nationalcharakterstudien durch ihre unsicheren Prämissen, ihre allzu globalen und spekulativen Aussagen und nicht zuletzt ihre durchsichtige ideologische Eingebundenheit eine ganz besonders fragwürdige Unterströmung innerhalb der Kultur- und Persönlichkeitsforschung repräsentieren. Einerseits bilden sie den Höhepunkt der holistisch ausgerichteten Arbeiten; gleichzeitig tragen sie jedoch durch ihre wissenschaftlich kaum haltbare Vorgehensweise und häufig unannehmbaren Schlußfolgerungen zu einem Gutteil die Verantwortung zum mindesten für die Abkehr von der bisherigen (holistischen) Methodik, möglicherweise jedoch auch für den Niedergang der gesamten Kultur- und Persönlichkeitsforschung (vgl. Spindler 1978, S. 25).

"Der für das Deutschland des 20. Jahrhunderts bedeutsame Begriff des 'Lebensraumes' dürfte aus naheliegenden Gründen auf die schmerzhaft Unannehmlichkeit einschneidender Wickelpraktiken zurückzuführen sein."

Es ist nicht zu fassen. Da zeichnet im Jahre 1984 ein gebildeter Amerikaner folgendes Deutschlandbild: Deutsche, das sind Wickelkinder, die sich zu problematischen Naturen auswachsen, bei denen - thematisch bildhaft gesprochen - Tag und Nacht die 'Kacke am Dampfen' ist und die daher sowohl 'innerlich' wie auch expansionslüstern seien. Wer seiner Phantasie derart 'freien Lauf' läßt, muß sich fragen lassen, ob er selbst falsch gewickelt worden sei." (Dundes 1984, zit. nach: Wöhrle, in der "taz" vom 25.7.1989, S. 12)

4. Kulturvergleichende ("Cross-Cultural-") Studien

Eine bahnbrechende methodologische Wende in der Geschichte der Kultur- und Persönlichkeitsforschung ist mit den Arbeiten von J. Whiting (und verschiedenen Mitarbeitern) verbunden (z.B. Whiting und Child 1953): Als Reaktion auf den zunehmend häufiger erhobenen Vorwurf, die bisherigen Modelle - beispielsweise das der Basispersönlichkeit - seien spekulativ, zu global oder kurz: unwissenschaftlich (Lindesmith und Strauß 1950/1968; zusammenfassend Honigmann 1975, S. 611), versuchen Whiting und seine Mitarbeiter, enger umgrenzte Phänomene aus den Bereichen Kultur und Persönlichkeit zu erfassen und in operabler Form auszudrücken. Whiting und Child berufen sich zwar auf die Psychoanalyse als die Hauptquelle ihrer Hypothesen, geben jedoch zu erkennen, daß erst mit Hilfe von verhaltenstheoretischen "Transskriptionen" ihr Material im obigen Sinne verwendungsfähig wurde (Whiting und Child 1953). Wissenschaftstheoretisch folgen sie damit dem Ansatz von Dollard und Miller (1950), die die Möglichkeit einer Synthese psychoanalytischer und behavioristischer Thesen postuliert hatten.

Spezieller Untersuchungsgegenstand ist für Whiting der Bereich der Sozialisation, im engeren Sinne die seines Erachtens bisher nicht ausreichend beantwortete Frage, welche Sozialisationspraktiken im Einzelnen welche Art von Persönlichkeitscharakteristiken bedingen (Bock 1980, S. 144). Hierzu dient das von Tylor entwickelte und von Murdock in größerem Stil in die ethnologische Praxis eingeführte Verfahren des - auf Korrelationen basierenden - interkulturellen statistischen Vergleichs (Tylor 1889; Murdock 1957). (Murdock hatte in den 30er Jahren an der Yale-Universität die "Human Relation Area Fields", HRAF, als weltumspannende ethnologische Datensammlung begründet). Das genannte Vorgehen wird als nomothetisch-statistischer Ansatz oder auch als "hologeistic method" bezeichnet (Spindler 1978, S. 22; Jahoda 1982, S. 117).

"... es wird überprüft, ob die angenommene unabhängige Variable während des natürlichen Ablaufs der Ereignisse in einer Anzahl von Fällen vorkommt oder nicht. Fälle von Vorhandensein, von Nicht-Vorhandensein oder auch von Vorhandensein in unterschiedlichem Ausmaß werden registriert. Ebenso wird nach der angenommenen abhängigen Variable in jedem dieser Fälle Ausschau gehalten, ihrer Anwesenheit, Abwesenheit oder auch Anwesenheit in einem gegebenen Ausmaß. Es ist dann möglich, zu entscheiden, ob sich eine feste Korrelation zwischen den beiden ergibt, womit die Hypothese bestätigt oder verworfen wird." (Whiting und Child 1953, S. 10)

So kann beispielsweise zwischen zwei gleichermaßen plausiblen Theorien unterschieden werden, welche Bedingungen im Einzelnen für die Determinierung bestimmter Persönlichkeitszüge anzusehen sind. Auch die der gesamten Kultur- und Persönlichkeitsforschung (einschließlich derjenigen Whittings) zugrundeliegende, aber unbewiesene Generalthese, gleiche Erziehungspraktiken bedingten vergleichbare psychische Strukturen, bzw. - allgemein: die frühkindlichen Erfahrungen seien die entscheidenden Parameter für die Persönlichkeitsentwicklung - könne mit dem genannten Ansatz eine bessere Validierung erfahren (vgl. jedoch Anm. 29).

In praxi nun geben Whiting und Mitarbeiter in ihre Korrelationsuche nicht Persönlichkeitsmerkmale an sich ein; vielmehr betrachten sie, ähnlich den sekundären Institutionen Kardiners, Glaubenssysteme, Wertvorstellungen usw. als deren Entsprechungen ("projektive Systeme"), die sich durch bessere Operationalisierbarkeit auszeichneten; auf der Ebene der Erziehungsgewohnheiten (Teil der "primären Institutionen", die bei Whiting "maintenance systems" heißen), könnten folgende universale "Verhaltenssysteme" fokussiert werden:

"Orales, anales, sexuelles, abhängiges und aggressives - unter der Annahme, daß diese Systeme in allen Gesellschaften vorkommen und von Sozialisationsprozessen abhängig sind." (Whiting und Child 1953, S. 54)

Im folgenden bemühen sich die Autoren, Erklärungsmodelle in bezug auf Krankheit - als Teil der aus den genannten individuellen Fixierungen entstandenen kulturellen Projektionssysteme - mit den jeweils vorherrschenden Sozialisationspraktiken zu korrelieren. Eines ihrer eindrucksvollsten Ergebnisse bezeichnet die Kovarianz "negativer oraler Fixierung" (beispielsweise frühes, abruptes Abstillen, häufige Nahrungsverweigerung) mit der dominierenden Vorstellung der Erzeugung von Krankheit durch Eintritt eines krankmachenden Agens durch den Mund ("orale Erklärung"). Für andere vermutete Zusammenhänge ergaben sich weniger deutliche Korrelationen; nicht bestätigt werden konnte die geforderte Beziehung zwischen stark negativer sexueller Fixierung ("sexual anxiety") und einer Erklärung zur Entstehung von Krankheit, die vorwiegend auf dem sexuellen Bereich entstammenden Begriffen und Vorstellungen fußt.

Eine andere interessante Arbeit von Whiting (u.a.) bezieht sich auf die Funktion männlicher Initiationsriten (Whiting, Kluckhohn und Anthony 1958): Mit Hilfe des beschriebenen statistischen Verfahrens gelingt es ihm, den Nachweis zu führen, daß in Gesellschaften, die gekennzeichnet sind durch ein ausgedehntes nachgeburtliches Sexualtabu und/oder die Tatsache, daß Mutter und jüngstes Kind über lange Zeit gemeinsam schlafen, rigorose und eingreifende Initiationsriten den Eintritt der männlichen Mitglieder ins Erwachsenenalter bezeichnen. Dieser Sachverhalt wird auf die (psychoanalytisch orientierte) Hypothese zurückgeführt, derartige Konstel-

lationen führten sowohl zu starker Mutterbindung des Sohnes als auch zu ausgeprägten feindlichen Gefühlen zwischen Vater und Sohn. Eine radikale Lösung nun erfährt die beschriebene verschärfte und protrahierte ödipale Situation durch die genannten Initiationshandlungen (die ja nicht selten schmerzhaft und bleibende Manipulationen am Genital des Jungen - im Sinne symbolischer Kastration? - durch die erwachsenen Männer bedeuten) (vgl. Reik 1919).

Unter Verwendung der gleichen Daten und Korrelationsmöglichkeiten interpretiert Young die Initiationszeremonien - im funktionalistischen Sinn - als Ausdruck und Verstärkungsmechanismus männlicher Solidarität (Young 1965) - "Bindungen, von denen Sicherheit und Überleben der Gesellschaft abhängen" (Honigmann in seiner Zusammenfassung 1976, S. 300); diese manifestieren sich um so ausgeprägter, je weniger der heranwachsende Junge bisher - aufgrund großer Intimität mit der Mutter - Gelegenheit gehabt habe, sich mit der männlichen Rolle zu identifizieren...

Anlässlich der Frage, warum denn nun die verschiedenen Gesellschaften verschiedene nachgeburtliche Arrangements institutionalisierten, wagt Whiting den Sprung zu einem materialistisch-ökologischen Erklärungsmuster: Es lasse sich eine Korrelation finden zwischen Klima, Anbauweise und Ernährungsgewohnheiten unter tropischen Bedingungen und (konsekutiver) Tendenz des relativen Proteinmangels; weiterhin hätten sich (um diesem zu begegnen, folgert Whiting) in den betroffenen Gesellschaften häufig lange Stillperioden ausgebildet. Voraussetzung hierfür sei jedoch das (nachweislich vorhandene) ausgedehnte nachgeburtliche Sexualtabu, das das frühzeitige Eintreten einer weiteren Schwangerschaft verhindern solle (Whiting 1964).

Die bisher beschriebenen, von Whiting (und Mitarbeitern) gefundenen Zusammenhänge basieren auf in den HRAF dokumentierten ethnographischen Quellen. Mit der Auswertung und Skalierung der relevanten Phänomene waren Personen befaßt, die keine Kenntnis der zu testenden Hypothesen hatten.

Im Anschluß hieran sollten jedoch in einer speziell zu diesem Zweck durchzuführenden Feldforschung die postulierten Gesetzmäßigkeiten einer erneuten Überprüfung unterzogen werden:

"Wir beginnen am liebsten mit der ... großräumigen kulturübergreifenden Klassifizierung. Wenn unsere Hypothesen auf dieser Makro-Ebene zuzutreffen scheinen, wenden wir uns, wo immer möglich, der Analyse der besten Feldforschungsfälle zu, oder aber organisieren am besten die Feldforschungsfälle selbst. Schließlich bemühen wir uns, die Hypothese innerhalb einer Kultur zu testen, sofern es genügend individuelle Unterschiede bei den unabhängigen Variablen gibt." (Whiting, J. und B. 1978, S. 51)

In ihrer prospektiven "Six Culture Study" (Beginn 1955, publiziert 1974) wird eine große Zahl von Daten gesammelt, die sich - neben der Erfassung sozioökonomischer, Haushalts- und Siedlungsstrukturen, typischer Sozialisationspraktiken - auf systematische Beobachtungen von Situationen gründen, in denen Kinder als Interaktionspartner eine Rolle spielen: Viele (transkulturelle) Universalien im Verhalten der Kinder untereinander als auch Erwachsenen gegenüber konnten gefunden werden; ebenfalls aber ließen sich komplizierte Verknüpfungen aufzeigen, unter ihnen der Nachweis einer positiven Kovarianz zwischen den voneinander unabhängigen Größen Haushaltsstruktur und Komplexität der gesellschaftlichen Organisation einerseits mit deutlich verschiedenen Verhaltensmustern der Kinder andererseits (Whiting, J. und B. 1974, S. 12).

Das von Whiting entwickelte Verfahren wird überwiegend als vielversprechender und tragfähiger Neuanfang innerhalb der Kultur- und Persönlichkeitsforschung angesehen (Honigmann 1975, S. 610; Spindler 1978, S. 22).

Harris schreibt:

"Trotz ihrer Begrenztheit wird die statistische Methode als der einzig gangbare Ersatz für kontrollierte Laboratoriumsbedingungen angesehen." (Harris 1968, S. 453)

Wissenschaftstheoretisch scheinen Whiting und Mitarbeiter der Position eines kritischen Rationalismus (im Popper'schen Sinne) nahezustehen, wenn sie formulieren:

"... wir haben auch erfahren, daß wissenschaftlicher Fortschritt aus den kreativen Bewegungen resultiert, die sich ergeben, wenn eine Hypothese in einer Art und Weise verworfen wird, daß die Theorie revidiert werden muß. Vermutungen, die als unumstößlich gelten, zu widerlegen, ist produktiver und aufregender, als sie zu illustrieren." (Whiting, J. und B. 1978, S. 43)

(Dies erinnert natürlich sehr an das behavioristische "trial and error"-Verfahren!) In diesem Sinne recht konsequent läßt nun die Whiting-Schule ihren Arbeiten sowie insbesondere den methodischen Einzelvorhaben gegenüber sehr selbstkritische Einschätzungen erkennen (Barnouw 1973, S. 184; Bock 1980, S. 152-153).

Neben dem methodologischen Konzeptionswechsel ist bedeutsam Whittings Versuch, die Frage nach der Bedingtheit der Sozialisationspraktiken selbst aufzunehmen - ein Bereich, über den Kardiner keine Aussagen zu machen gewagt hatte (vgl. S. 30 d. vorl. Arb.).

So gelingt es Whiting, für einzelne sozialisationsrelevante Institutionen und Arrangements einen möglichen Weg ihrer Determinierung durch ökologisch-materielle

Rahmenbedingungen aufzuzeigen (auch wenn in den meisten Fällen die Zusammenhänge etwas konstruiert erscheinen).

Die verstärkte Ausrichtung auf transkulturell vergleichende Methoden ist der Murdock-Whiting-Schule von einigen zeitgenössischen Anthropologen zum Vorwurf gemacht worden (z.B. Redfield 1953; vgl. Honigmann 1975, S. 610).

Aus ihrem holistisch-deduktiven Selbstverständnis heraus sahen sie das Ganze, das ja mehr sein sollte als die Summe seiner Teile, durch faktorenanalytische Fragmentierung bedroht: Differente Merkmale würden so lange in die Korrelationsuche eingegeben, bis irgendein plausibel erscheinender Zusammenhang sich ergibt...⁴⁰

Einen guten Eindruck dieser Diskussion gibt Campbell (1961): Für ihn sind beide Vorgehensweisen - unter unterschiedlicher Zielsetzung, aber mit der Möglichkeit der gegenseitigen Befruchtung - zulässig (vgl. auch Whiting, J. und B. 1978, in einer begründenden Zusammenfassung ihres Vorgehens).

Sicherlich müssen sich die Vertreter der "cross-culture"-Methode die Frage gefallen lassen, inwiefern es legitim ist, einzelne Daten aus ihrem kulturellen Beziehungsrahmen herauszulösen und darüber hinaus in einem überkulturellen Zusammenhang wieder zueinander ins Verhältnis zu setzen. Eckensberger bezeichnet dieses Problem auch als eines der "funktionalen Äquivalenz" (1970, S. 12): Es sollte sichergestellt sein, daß die verglichenen Daten tatsächlich ähnlichen Bedeutungscharakter besitzen (vgl. "conceptual meaning") - eine Forderung, die wohl kaum jemals optimal zu erfüllen sein wird.⁴¹

Auch sind die erhobenen Daten zu einem großen Teil an die interaktionalen Prozesse gebunden, die sich zwischen dem Ethnologen und seinem jeweiligen Gegenüber (bzw. dem Untersuchten) einstellen; solche Mechanismen sind es aber, die die Realität (Koepping 1987 spricht von "Authentizität") der Begegnung ständig von neuem konstituieren (vgl. auch "relationale Objektivität" bei Schmitz 1976, S. 6). Beide vorgenannten Einwände wiegen da um so schwerer, wo es sich um Versuche handelt, solch abstrakte Sachverhalte wie psychische Eigenschaften von Angehörigen

einer fremden Kultur zu beschreiben; da diese - wenn überhaupt - nur sehr indirekt zugänglich sind (Verhaltensbeobachtung, tiefenpsychologisch ausgerichtete Gespräche, Tests)⁴², erhöht sich sowohl die Wahrscheinlichkeit, funktionell nicht Äquivalentes miteinander in Bezug zu setzen als auch die relative Bedeutung interaktionell-situativer Faktoren als mögliche Fehlerquelle. Gerade aus solchen Überlegungen, die sich dem Einfluß interpersonaler Prozesse in der Feldforschung zuwenden, haben sich die Vertreter der Ethnopschoanalyse, allen voran und unzweideutig Devereux, sehr kritisch bis ablehnend gegenüber solcher "Methodik" (hier: des interkulturellen Vergleichs) geäußert ...

Weiterhin hinterfragt werden muß die Zuverlässigkeit der in den HRAF gespeicherten Daten; deren Qualität ist offensichtlich ausgesprochen unterschiedlich (Whiting und Child 1953, S. 150; vgl. Narroll 1970). Von Bedeutung ist auch das Galton'sche Problem⁴³, scheinbar positive Korrelationen eher dann zu erhalten, wenn die untersuchten Fälle realiter (beispielsweise durch Kulturdiffusion) nicht unabhängig voneinander sind.

Aufgrund der hohen Komplexität wirksamer Faktoren und deren Interdependenz erscheint es nun fast willkürlich, Korrelationen, die sich mathematisch ergeben mögen, als Beleg für die gegenseitige Beeinflussung (ausschließlich) der beschriebenen Variablen anzusehen. Mit Hinweis auf solche systematische Verwobenheit in den Bereichen Kultur und Persönlichkeit betont Liegle den Unterschied der hier ablaufenden Vorgänge zu denen des naturwissenschaftlich-klassischen Experiments; während dieses das

"gleiche Objekt verschiedenen, isolierbaren Bedingungen aussetzt, sind im interkulturellen Vergleich 'im günstigsten Falle ähnliche Objekte verschiedenen Bedingungskomplexen ausgesetzt, deren einzelne Bestandteile sich in der Regel nicht befriedigend voneinander isolieren lassen'." (Liegle 1980, S. 215 unter Zitierung von: Berstecher 1970, S. 31)

Zwar kommt die von Whiting (im Anschluß an Kardiner) angebotene Modellvorstellung aufgrund ihrer einfachen Strukturierung dem Aufbau des naturwissenschaftlichen Experiments noch recht nahe; es muß jedoch bezweifelt werden, daß solche Modelle die Realität angemessen zur Abbildung bringen (vgl. Kap. I.5.).

⁴⁰ Die Kritiker der "cross-culture-studies" argumentieren häufig in der Tradition solcher Anthropologen wie Boas und Malinowski, die in ihrem Eintreten für kulturellen Relativismus und die "emische" Sichtweise ("the native's point of view", sprich: der "Blickwinkel der Einheimischen") als die klassischen Vorläufer der genannten - holistischen - Position gelten können (vgl. Eckensberger 1970; Fischer 1981).

Insgesamt sind solche kritischen Stimmen zur "cross-culture"-Methodik jedoch eher die Ausnahme in der zeitgenössischen (US-amerikanischen) Anthropologie (vgl. Kap. I, 5.).

⁴¹ Sehr treffend schreibt hierzu schon Boas:

"Wenn wir uns dazu entschließen, unsere Klassifikationssysteme auf fremde Kulturen anzuwenden, stellen wir möglicherweise Dinge einander gegenüber, die nicht verglichen werden können. Die ausgesprochene Starre äußerer Bezeichnungen kann zu einem fehlenden Verständnis der tatsächlichen Probleme, um die es geht, führen ..." (1943, S. 314)

⁴² Dies berührt die Frage der Validität der Operationalisierungsvornahmen: Barnouw betont die mangelnde Diskriminanz von Kriterien für "orale" und "anale" Muster von Krankheitserklärungen bei Whiting und Child (Whiting und Child 1953; Barnouw 1973, S. 187).

⁴³ Galton formulierte dieses Problem anläßlich einer Vorstellung von Tylors Konzept während einer Sitzung des Royal Anthropological Institute (Tylor 1889).

Schwierig - wie bei allen Korrelationsstudien - erweist sich das Auffinden von Kausalbeziehungen (vgl. Youngs funktionalistisch orientierte Begründung der Initiationsriten, S. 44 d. vorl. Arb.),

"Korrelationen sind immer für alternative Erklärungen offen. Einfallsreiche Wege können gefunden werden, um Fälle zu erklären, die nicht zur ursprünglichen Hypothese passen, und desgleichen besteht eine starke Versuchung, die Hypothese nach Eingang der Daten zu korrigieren, um einen Eindruck von Stimmigkeit zu erwecken." (Bock 1980, S. 157)

(Letzteres ist natürlich nichts anderes als eine negative Umformulierung des kritisch-rationalistischen Wissenschaftsideals, zu dem sich die Whiting-Schule ja bekennt).

Als größtes Problem empfindet Harris - "Cross-Cultural-Studies" gegenüber grundsätzlich nicht abgeneigt - die fehlende historische Dimension. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Arbeiten von Whiting und seinen Mitarbeitern kaum von den konfiguralistisch oder am Modell der Basispersönlichkeit ausgerichteten Studien ihrer Vorgänger:

"Selbst wenn wir eine Gruppierung von 'maintenance' - Systemen oder 'primären' Institutionen mit den sie begleitenden, vorhersagbaren psychokulturellen Erscheinungsformen als gegeben annehmen, was wissen wir dann über die Umwandlungswahrscheinlichkeiten der primären Institutionen und ihrer jeweiligen Abbildungen auf der Ebene der Persönlichkeit? ... selbst wenn wir die Rückkopplung zwischen primären Institutionen und Basispersönlichkeit als gegeben annehmen ... können wir nicht einfach einen Gleichgewichtszustand annehmen, dabei aber der Frage aus dem Wege gehen, wie und wann dieser Rückkopplungsmechanismus unterbrochen wird." (Harris 1968, S. 454)

Dies bedeutet u.a., daß Prozesse kulturellen Wandels in den "eingefrorenen" HRAF-Daten kaum ihren Niederschlag gefunden haben; insbesondere auch die Tatsache der möglichen "Ungleichzeitigkeit" der verschiedenen kulturellen und psychischen Elemente einer im sozialen und historischen Wandel sich befindenden Gesellschaft (bzw. eines solchen Individuums) bringt für den transkulturell-vergleichenden Ansatz erhebliche - um nicht zu sagen: unüberwindliche - Probleme mit sich (vgl. Erdheim 1984, S. 186f. und S. 147 d. vorl. Arb. zum Phänomen der "Ungleichzeitigkeit").

So scheint die hier beschriebene transkulturell-statistische Methode in der psychologisch orientierten Ethnologie m.E. nur zur Testung engumgrenzter und sehr spezieller Hypothesen tauglich; daß diesem Verfahren der "große Wurf" (bezüglich inhaltlicher Aussagen auf einer höheren Ebene) nicht gelungen ist, wurde schon bei der Vorstellung der Ergebnisse der Whiting'schen Studien deutlich.⁴⁴ Tatsächlich haben sich die Vertreter solchen Vorgehens auch zunehmend ganz ausgewählten kulturellen Merkmalen zugewandt, die sie mit ebensolchen sehr speziellen Phänomenen aus dem psychologischen Bereich in Verbindung zu bringen suchen (Eckensberger und Krewer 1985, S. 120; vgl. Kap. III).

⁴⁴ Offensichtlich sind die Ergebnisse Whittings und seiner Mitarbeiter auch nicht überzeugend als Beleg für die Stimmigkeit der psychoanalytischen Grundprämissen heranzuziehen (Jahoda 1982, S. 119) - wiewohl andere Autoren gegenteiliger Ansicht sind (z.B. Kline 1977). Whiting selbst äußert sich diesbezüglich ebenfalls sehr skeptisch (Harrington und Whiting 1972, S. 482).

Nichtsdestotrotz liefern die Arbeiten Whittings eine Unzahl interessanter und vielfältiger Detailkenntnisse.

5. Zusammenfassung, Kritik und Résumé

Zusammenfassung

Die Kultur- und Persönlichkeitsforschung steht für die Integration psychoanalytischer Theorieelemente in die (kulturrelativistisch orientierte) amerikanische Anthropologie. In der Ablehnung des für Freuds Kulturtheorie charakteristischen Evolutionismus vergibt die neue Richtung jedoch im weiteren die Chance einer historischen Perspektive (Harris 1968, S. 462). Mit den Konfiguralisten, die die Identität gesellschaftlicher und psychischer Strukturen voraussetzen ("Isomorphismus", Beuchelt 1974, S. 30 und Bock 1980, S. 111), ist der Weg gebahnt zu einer stärkeren Gewichtung von Kultur gegenüber ihrer Position als abhängiger Variable im Freud'schen Modell: In der Verwerfung bzw. Nicht-Berücksichtigung seiner Triebtheorie durch diese Schule festigt sich das Bild von Homogenität und innerer Kohärenz unter zunehmender Vernachlässigung konflikthafter Vorgänge.

Die erneute Hinwendung zu Fragen des Sozialisationsprozesses, allerdings jetzt unter dem Vorzeichen der primär kulturellen Determinierung, kennzeichnet die Linton-Kardiner'sche Theorie (Spindler 1978, S. 16):

Basierend auf der "Trennung" der beiden Bereiche Kultur und Persönlichkeit verstehen ihre Anhänger "Enkulturation" als Formung von (mehr oder weniger) homogenen und jeweils kulturspezifischen Standardpersönlichkeiten ("Culture internalizing model", Spiro 1978, S. 355-356 bzw. "ontogenetischer Relativismus" im Gegensatz zu Freuds "phylogenetischem Universalismus", Schoene 1966, S. 112).

Von Freud übernommen wird die Betonung der frühkindlichen Erfahrungen für die weitere Persönlichkeitsentwicklung, wobei diese aber in der Kultur- und Persönlichkeitsforschung zunehmend den Charakter **ausschließlicher** Determinanten erhalten. Auch der der (individuellen) Neurosenlehre entstammende Begriffsapparat ist bei Freud entlehnt, wird jetzt allerdings zur Bezeichnung ganzer - insbesondere sozialisationsrelevanter - Kulturphänomene (und damit zur Charakterisierung der Basispersönlichkeit) eingesetzt. Neue qualitative Verfahren, so projektive Tests, werden in die ethnologische Praxis eingeführt: Feldforschung wird zum Testfall für das theoretische Modell (DuBois 1944/1961).

Seine extreme Form erreicht das Konzept der Basispersönlichkeit mit den Studien zum Nationalcharakter: Hier handelt es sich um indirekte Analysen großräumiger und komplexer - "moderner" - Gesellschaften mit Hilfe der Bearbeitung von Literatur, Filmmaterial, politischer Propaganda usw.

Zumeist sind es Untersuchungen über Länder wie Deutschland, Japan und die Sowjetunion. Sie wurden während des II. Weltkrieges von der US-amerikanischen Regierung in Auftrag gegeben und können demzufolge nur aus dem politisch-ideologischen Klima dieser Zeit heraus begriffen werden. Mit den genannten Nationalcharakterstudien hat die ganzheitlich ("holistisch") orientierte Kultur- und Per-

sönlichkeitsforschung ihren Höhe- und gleichzeitig Wendepunkt erreicht: so wurde zum einen der sehr fragwürdige methodologische Ansatz einer solchen Ethnologie "auf Distanz" (vor allem innerhalb des Faches) angegriffen; durch ihre sehr unsicheren Vorannahmen, ihre ausgesprochen pauschalisierenden (und häufig falschen) Aussagen und die absurden Kausalkonstruktionen haben die Nationalcharakterstudien weiterhin dazu beigetragen, die gesamte Kultur- und Persönlichkeitsforschung - insbesondere auch in den Nachbardisziplinen - in Mißkredit zu bringen.

Die Anwendung statistischer Methoden ist die Antwort der Whiting-Schule auf solche seit den 50er Jahren von Vertretern des Empirismus erhobenen Vorwürfe, die Kultur- und Persönlichkeitsforschung sei "soft", mit anderen Worten nicht wissenschaftlich fundiert (Williams 1975, S. 19; vgl. S. 45 d. vorl. Arb.).

Behavioristische Elemente - unter Beibehaltung des bisherigen Konzepts von Sozialisation als primär kulturell determiniertem Prozeß - ermöglichen die erforderlichen Operationalisierungsvorhaben: Einzelne Phänomene werden miteinander korreliert unter Fragmentierung der ganzheitlichen Struktur (Spindler 1978, S. 33).

Nach der Einschätzung vieler Autoren wird die Kultur- und Persönlichkeitsforschung seit den 50er Jahren mit einer Reihe kritischer bis ablehnender Einschätzungen konfrontiert, die zu einem Rückgang des ursprünglichen Enthusiasmus geführt haben, wie er beispielsweise anlässlich der Vorstellung des Kardiner'schen Modells aufgekommen war (Siegel 1970; Williams 1975; Spindler 1978; Shweder 1979; Bock 1980).

Es soll im folgenden versucht werden, einige dieser zentralen Kritiken aufzugreifen und die Kultur- und Persönlichkeitsforschung einer abschließenden Bewertung zu unterziehen; hierbei wird es allerdings - aufgrund der Komplexität und Interdependenz der Sachverhalte - zu einigen Überschneidungen kommen.

Kritik

These der frühkindlichen Prägung

Die meisten Vertreter der Kultur- und Persönlichkeitsforschung scheinen diese Grundannahme der psychoanalytischen Entwicklungslehre in vereinfachter Form, d.h. unter Auslassung der triebdynamischen und topischen Aspekte, übernommen zu haben (Bock 1980, S. 132). Orlandy zieht in einem frühen Aufsatz die Vorstellung der personalen Kontinuität in Zweifel (1949). Auch Lindesmith und Strauß betonen - aus neopositivistischer Perspektive - die Schwierigkeit, Persönlichkeit ("Reaktionssysteme") zu differenzieren nach Teilen, die relativ konstant über einen längeren biographischen Zeitraum gefunden werden können und solchen, welche flexibler und zeitlich-situativ wandelbar sich darstellen: wäre es tatsächlich problemlos möglich, solcherart verschiedene Persönlichkeitsanteile (bzw. Verhaltensweisen!) - insbesondere in ihrem Verhältnis zueinander und ihrer jeweiligen lebens-

geschichtlichen Dominanz - näher zu bezeichnen, hätte man ja die Entscheidungskriterien in bezug auf Ablehnung bzw. Annahme der These von der frühkindlichen Prägung gefunden (Lindesmith und Strauß 1950/1968, S. 449). Lapidar schreibt Harris:

"General Motors, das Pentagon und die Madison Avenue haben möglicherweise einen größeren Einfluß auf den Lebenszyklus der bezeichnenden amerikanischen historischen und kulturellen Persönlichkeit als die Kernfamilie mit all ihren formellen und informellen kindlichen Erziehungspraktiken." (Harris 1968, S. 459)

Ähnlich betonen auch die Vertreter eines "interaktionistischen", noch stärker diejenigen eines "situationistischen" Ansatzes die Bedeutung dynamischer und situativer interpersoneller Mechanismen gegenüber der Vorstellung einer monolithischen personalen Identität, wie sie dem Begriff von "Persönlichkeit" (im Sinne von Charakter) zugrunde liege (beispielsweise Goffman 1959; in neuerer Zeit Magnusson und Endler 1976 oder Shweder 1979/1980).

Doch auch aus psychoanalytischer Sicht kommt Kritik: Hier wäre z.B. Erikson als ein der sog. "Ich-Psychologie" nahestehender Theoretiker zu nennen, der Identitätsfindung als "allmähliche Entfaltung der Persönlichkeit durch phasenspezifische, psychosoziale Krisen" auffaßt (1966, Zitat n. Hoffmann 1984, S. 129).

Allerdings wird von den Vertretern dieser (psychoanalytischen) Denkrichtung(en) auch immer wieder auf die Bedeutung des "emotionalen Klimas" zwischen Bezugspersonen und Kind hingewiesen. Dies würde die These der Prägung von Persönlichkeit durch institutionelles - und damit der Beobachtung gut zugängliches - Sozialisationsverhalten stark relativieren, könnte aber die von Orlansky (1949) gefundenen Inkongruenzen bzw. die häufig recht dürftigen Ergebnisse der Whiting'schen Korrelationsstudien erklären (vgl. Anm. 29).

Akzeptiert man jedoch, wie dies einige Kultur- und Persönlichkeitstheoretiker auch tun (Goldfrank 1945; Kluckhohn 1947), deutlich mehr lebensgeschichtliche Momente bzw. Phasen bis hin zum "emotionalen Klima" als bedeutsam für die Persönlichkeitsentwicklung, gerät die simple These der "frühkindlichen Prägung" zunehmend ins Wanken. Entsprechend wird mit größeren Variationsmöglichkeiten die Wahrscheinlichkeit um so geringer, innerhalb einer Kultur eine große Zahl homogener und konstanter (Basis-) Persönlichkeiten zu finden ...⁴⁵

⁴⁵ Die These von der frühkindlichen Prägung ist in einer weiteren Hinsicht in Frage zu stellen: Schließlich war die "Entdeckung" der Tragweite ungünstiger Einflüsse und Konstellationen in der Kindheit und deren Bedeutung für die Persönlichkeitsentwicklung eine der theoretischen Voraussetzungen, die es Freud ermöglichten, die **psychischen Störungen** seiner Patienten (zumeist erfolgreich) zu behandeln: Mit großer Wahrscheinlichkeit weist das Kind in dieser Zeit tatsächlich eine große innere Verletzlichkeit auf und wird auf (im weitesten Sinne!) traumatisierende Erfahrungen mit lang anhaltenden oder dauerhaften Folgeerscheinungen reagieren; dies ist jedoch - auch für Freud (vgl. Laplanche und

Insgesamt kann die These von der frühkindlichen Prägung so nicht aufrechterhalten werden:

So repräsentiert m.E. die genannte, am Situationismus orientierte Kritik eine zwar einseitige, im Ansatz jedoch durchaus berechnete Gegenposition zum starren Persönlichkeitsmodell der Kultur- und Persönlichkeitsforschung: wahrscheinlich liegt die "Wahrheit" irgendwo "in der Mitte" zwischen diesen beiden Standpunkten (m.a.W.: einer "interaktionistischen" Position; vgl. Häcker 1988): Bestimmte charakterliche Dispositionen können nur in Verbindung mit kontextuellen Rahmenbedingungen, keineswegs im "luftleeren Raum", in Erscheinung treten; bedeutet dies nun eine gewisse situationsabhängige Variabilität der "Charakterstruktur", so ist diese natürlich keineswegs unbegrenzt.⁴⁶

Daneben erscheint es mir angemessen, für die Persönlichkeitsbildung - ein solches Konstrukt "Persönlichkeit" einmal akzeptiert - auch spätere Lebensphasen (als die der frühen Kindheit) als bedeutsam anzuerkennen. Hier hat der Psychoanalytiker Erikson mit seinem Phasenmodell einen gangbaren Weg aufgezeigt (vgl. ebfd. die "neuere" Ethnopschoanalyse, insbesondere die Thesen Erdheims in Kap. II, 2.).

Mangelnde Kausalität, Frage der Tautologie

Nicht sicher belegt ist die Annahme der (klassischen) Kultur- und Persönlichkeitsforschung, allein die Sozialisationspraktiken, die "primären Institutionen" bei Kar-

Pontalis 1982, S. 517) - kein obligatorischer Mechanismus, sondern ähnelt anscheinend jenem Phänomen der somatischen Medizin, wonach keineswegs jedes krankmachende Agens (bzw. eine solche Situation) die entsprechende Krankheit bei jedem ihm (ihr) ausgesetzten Individuum hervorruft (vgl. hierzu jedoch Kardiners Formulierung über die Leute auf Alor, wonach die dortigen Erziehungspraktiken ein "zutiefst unsicheres und isoliertes Individuum hervorbringen müßten": Kardiner 1945, S. 169 und S. 27 der vorliegenden Arbeit; Hervorhebung M.A.). Sehr aufschlußreich in diesem Sinne ist auch eine neuere Untersuchung von Tress (1986).

M.a.W.: Die Rückortung des Beginns später gefundener schwieriger Entwicklungsverläufe in die Zeit der frühen Kindheitsphase - die Ausgangsposition Freuds - berechtigt nicht ohne weiteres zu dem - erweiterten - Umkehrschluß, diese Zeit als die alles entscheidende Phase für die **allgemeine Persönlichkeitsentwicklung** zu postulieren (Vgl. Lorenzer in Görlich, Lorenzer, Schmidt 1980, S. 308, der den Schritt von der individuellen psychoanalytischen "Pathophysiologie" hin zur psychoanalytischen Entwicklungslehre auch als "didaktischen Kunstgriff" bezeichnet).

⁴⁶ Diese Diskussion erinnert auch sehr an Riesman, der nicht einer der genannten Theorien den Vorzug gibt, sondern "tendenziell stabile Charakterstruktur" versus "Situationsabhängigkeit" als typologische Eigenschaften jeweils unterschiedlicher Personen(gruppen) postuliert; in seiner Terminologie sind dies "inner direction" gegenüber "other direction" (Riesman, Glazer und Denney 1961).

Speziell beziehen die Genannten "inner direction" auf den historischen Sozialtypus des innovativ-durchsetzungsfähigen, nach eigenen Grundsätzen handelnden und ausdauernd sein Ziel verfolgenden Unternehmers der bürgerlich-industriellen Neuzeit (insbesondere zu Beginn und in der Hochphase der Industrialisierung).

diner, "maintenance systems" bei Whiting, seien die entscheidenden Parameter der Persönlichkeitsentwicklung. Viele andere Kausalitätsbeziehungen sind möglich: Auf öko-biologische Ursachen als mögliche Erklärung vorfindbarer Persönlichkeitszüge und/oder Verhaltensmuster verweist schon DuBois (vgl. S. 28 d. vorl. Arb.). Die (von ihm angenommene) Bedeutung chronisch-hypokalzämischer Zustände für die Entstehung der "arktischen Hysterie" zeigt der ökobiologisch orientierte Anthropologe Wallace (1961). Auch eine aus der besonderen Ernährungssituation der Polarbewohner resultierende übermäßige Vitamin-A-Zufuhr wird von ihm in diesem Zusammenhang diskutiert (1972).

Ähnlich verweist Bolton in seiner elaborierten Untersuchung auf den (klinisch gesicherten und) von ihm bei den Quolla, Peru, gefundenen Zusammenhang von wiederholtem Blutzuckerabfall aufgrund stark wechselnder, insgesamt mangelhafter Ernährungsmöglichkeiten und ausgeprägt aggressiven Verhaltensmustern (1973 und 1981).

Gerade auch die sozialen und lebensgeschichtlichen Erfahrungen eines Einzelnen bzw. eines ganzen Volkes gilt es, in viel stärkerem Maße zu berücksichtigen. Exemplarisch wurde hier genannt die Kritik Vidichs an DuBois' Studie (vgl. "Exkurs" I) oder auch der Harris'sche Kommentar im Abschnitt über die "frühkindliche Prägung" (vgl. McClelland 1981). Als Psychoanalytiker beschäftigt sich Bettelheim mit solchen biographischen Extremsituationen des Erwachsenenalters, die die weitere psychische Entwicklung bestimmen: Die eigenen Erfahrungen, die Bettelheim als Häftling in einem deutschen Konzentrationslager machen mußte, veranlaßten ihn, die psychischen Deformierungen unter Bedingungen des KZ-Alltags näher zu untersuchen und eine psychoanalytisch orientierte Interpretationsmöglichkeit für die bleibenden seelischen Veränderungen der Überlebenden zu liefern (Bettelheim 1943 und 1960/1971).⁴⁷

⁴⁷ Bettelheim machte während seiner Internierung im KZ in den Jahren 1938-39 einige aufschlußreiche Beobachtungen:

Nach seiner Ansicht sei es den Nazis vor allem darum gegangen, die Persönlichkeit und den Widerstandswillen der Häftlinge systematisch zu zerstören und gleichzeitig sie in eine Art infantile Abhängigkeit zu ihren Wächtern zu manövrieren.

Zu Anfang noch hätten sich die Neuankömmlinge unter den Gefangenen in einer Situation von Verleugnung befunden, die aus den traumatischen Erfahrungen von Inhaftierung und Mißhandlung auf dem Weg ins Lager entstanden sei; die Funktion dieser Verleugnung habe darin bestanden, das Ego (im Sinne von Selbstgefühl, Identitätsbewußtsein) dieser Menschen gegen die äußeren Angriffe intakt zu halten.

Im weiteren Verlauf reagierten verschiedene Gruppen von Gefangenen (Kriminelle, politische, Angehörige der Mittel-, Oberschicht) jeweils unterschiedlich auf die psychischen und physischen Angriffe ihrer Peiniger, wobei bis zu einem Zeitraum von ca. 3 Jahren die Inhaftierten frühere Verhaltensweisen und Persönlichkeitsmuster in ihren Reaktionen erkennen ließen.

Nach längerer Aufenthaltsdauer habe Bettelheim dann zunehmend eine Verkümmern des Interesses am Geschehen außerhalb des Lagers feststellen können; alles, was im Lager passierte, habe den Cha-

In bezug auf den möglicherweise tautologischen Charakter der Gesamtkonstruktion "Kultur und Persönlichkeit" schreibt LaBarre:

"'Kultur' und 'Persönlichkeit' sind beides Abstraktionen, auf verschiedenen Ebenen, jedoch aus denselben Daten hervorgegangen ..." (LaBarre 1978, S. 264; vgl. auch Lindesmith und Strauß 1968, S. 441; desgleichen S. 32 d. vorl. Arb.)

Die Ursache dieser inneren Tautologie liegt wahrscheinlich in der gedanklichen Reduzierung des (allgemeinen) Persönlichkeitsbegriffs auf die Idee der Basispersönlichkeit als dem geronnenen Niederschlag determinierender kultureller Faktoren - die sozusagen das als "tabula rasa" bzw. "empty box" (Spiro 1978, S. 333 und 335) begriffene zu "enkulturierende" Individuum beschriften bzw. mit Inhalt füllen (vgl. These der "kulturellen Determinierung" im folgenden). Auf praktischer Ebene stellt sich das Konzept folgendermaßen dar:

"So kann, wenn bestimmte Charakterzüge als Teil der 'Persönlichkeits-Grundstruktur' eines Volkes behauptet werden, sehr einfach der unberechtigte Schritt getan werden, ein bestimmtes Verhalten als eine Manifestation oder Wirkung eines bestimmten Charakterzuges zu betrachten." (Lindesmith und Strauß 1968, S. 441)

Insbesondere am Beispiel von DuBois' Studie "The people of Alor" (vgl. "Exkurs" I) habe ich mich bemüht, die innere Verschränkung der beiden Phänomene "Kultur" (zumindest bezüglich ihrer für die Persönlichkeitsformung postulierten Anteile) und

rakter totaler Realität bekommen - dies bis zu einem solchen Ausmaß, daß einige Angst vor einer möglichen Rückkehr in die "Außenwelt" entwickelt hätten!

Ganz besonders erstaunlich erschien ihm die Neigung vieler langjähriger Gefangener, Verhalten und Erscheinung der KZ-Wächter zu imitieren: andere Insassen zu bestrafen, sich mit Uniformteilen der SS/Gestapo auszustatten und zunehmend sogar die politisch-moralische Ideologie ihrer Schergen zu übernehmen - für Bettelheim ein typisches Beispiel für den in der Psychoanalyse beschriebenen Abwehrmechanismus der "Identifizierung mit dem Aggressor".

Allerdings - gibt Bettelheim zu bedenken - kennzeichnete das zuletzt beschriebene Verhalten keinesfalls erschöpfend die Reaktionsweisen der "Alteingesessenen": diese hätten - bei anderer Gelegenheit und häufig unter hohem persönlichen Risiko - Fluchthilfe geleistet oder auf andere Art Solidarität mit ihren Mitgefangenen bewiesen, wobei sie ihre langjährigen Erfahrungen, guten örtlichen Kenntnisse usw. nutzbringend zur Verfügung stellen konnten.

Für Bettelheim sind die hier dargestellten Vorgänge der Beweis dafür, in welcher kurzen Zeit drastische Persönlichkeitsveränderungen durch solche "extremen Situationen" (im Erwachsenenalter!) bewirkt werden können. -

Offensichtlich machen sich ja auch heutige ideologische Umerziehungslager die Möglichkeiten derartiger systematischer Persönlichkeitsbeeinflussung und Persönlichkeitszerstörung zunutze.

"Persönlichkeit" aufzeigen: Da eine echte Systemunabhängigkeit der von DuBois für die beiden Bereiche "gelieferten" Daten m.E. nicht gegeben war - und im ethnologischen "Setting" der klassischen Kultur- und Persönlichkeitsforschung wahrscheinlich auch überhaupt nicht möglich ist (vgl. die geschilderten Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene), sollte auf die fiktive Trennung von "Kultur" und "Persönlichkeit" verzichtet werden. Damit entfällt jedoch gleichzeitig die logische Grundlage für das angenommene Kausalverhältnis von Kultur als unabhängiger, Persönlichkeit als abhängiger Variable (vgl. These der "kulturellen Determinierung").

These der Uniformität

Ein Großteil der Kultur- und Persönlichkeitstheoretiker postuliert das Vorhandensein eines (realen oder virtuellen) Basis-Persönlichkeitstyps für jede Kultur. Auf dessen Suche macht sich Wallace (1952). Angeregt durch Kritik aus dem empirischen Lager (vgl. S. 33 und S. 64 d. vorl. Arb.): daß mit zunehmender Konkretisierung das theoretische Konstrukt immer weniger faßbar werde - führt er mit einer großen Anzahl von Tuscarora- und Ojibwa-Indianern projektive Tests durch, deren Ergebnisse statistisch aufgearbeitet werden:

In die Kategorie der von ihm mit Hilfe von 21 Kriterien geschaffenen "Modal class" fällt nur etwa ein Drittel der Tuscarora und sogar nur 5% der Ojibwa! Die große Variationsbreite innerhalb der einzelnen Gruppen läßt ihn zu einer Ablehnung der Uniformitätsthese kommen:

"Eine Kultur ist ... in ihrem Gehalt nicht durch das Konzept der Uniformität charakterisierbar, sondern mit dem der Verschiedenartigkeit sowohl der Individuen als auch der Gruppen, von denen viele sich in einem beständigen und offenen Konflikt in dem einen, hingegen in aktiver Kooperation in einem anderen Subsystem befinden." (Wallace 1961, S. 24)

Neben gewissen Parallelen zum Marx'schen Gesellschaftsmodell, welches die Konflikthaftigkeit im Verhältnis der gesellschaftlichen Gruppen betont, zeigen sich bei Wallace auch Ähnlichkeiten mit Durkheims Konzept der "organischen Solidarität" (ohne daß dieser jedoch Erwähnung findet: Durkheim 1893).

Offensichtlich ist die Annahme einer solchen Basispersönlichkeit, wie Kardiner sie propagiert hatte, bei näherem Hinsehen nicht mehr haltbar. Besonders deutlich hatten dies die Nationalcharakterstudien gezeigt, die die Mitglieder großräumiger, komplexer Staatengebilde auf einen solchen psychologischen Grundtypus festschreiben wollten: die Vertreter dieses Denkens setzten sich nonchalant über gesell-

schaftliche Widersprüche, Klassenstrukturen, historische und soziale Wandlungsprozesse hinweg.

Doch auch in weniger komplex strukturierten Gesellschaften gibt es unterschiedliche Interessen, Rollenverteilungen, sozioökonomische Positionen und Wertvorstellungen der einzelnen Individuen. Daß auch hier keineswegs - und nicht einmal modellhaft - von einem vorherrschenden Persönlichkeitstypus ausgegangen werden kann, ist eine naheliegende Konsequenz.⁴⁸ Selbst DuBois scheint dies zu erahnen, wenn sie im Vorwort zur zweiten Auflage ihrer Monographie über Alor den Begriff der "Modalpersönlichkeit" einführt und zudem formuliert, die innergesellschaftliche Variation zwischen den einzelnen Persönlichkeitstypen sei wahrscheinlich größer als die zwischen den modalen Klassen verschiedener Gesellschaften (vgl. S. 33 d. vorl. Arb.).⁴⁹

Solchen Mangel an prozeßorientiertem, in widersprüchlichen (dialektischen) Kategorien sich bewegendem Denken beklagt - auf etwas allgemeinerer Ebene - Adorno im Rahmen seiner Auseinandersetzung mit den zu dieser Zeit vorherrschenden Strömungen der amerikanischen Soziologie (bzw. Sozialwissenschaften) (vgl. Anm. 48):

"Zentral ist der antagonistische Charakter der Gesellschaft, und er wird von der bloßen Generalisierung eskamotiert. Der Erklärung bedarf eher die Homogenität selbst, sofern sie menschliches Verhalten dem Gesetz der großen Zahl unterwirft, als ihre Absenz." (Adorno 1957, S. 252)

⁴⁸ Übrigens hatte auch Linton vor seiner Zusammenarbeit mit Kardiner im Rahmen eines behavioristischen Ansatzes die These einer statusabhängigen typischen Persönlichkeit ("status personality") vertreten (Linton 1936/1964, S. 476f.).

Die Tatsache, daß sich Kardiners Konzept trotz seiner geringeren Differenziertheit offensichtlich durchgesetzt hat, spricht zum einen für Kardiners dominierende Rolle in der Zusammenarbeit beider Wissenschaftler. Daneben kommt es aber auch gewissen Elementen des amerikanischen Selbstverständnisses besser entgegen: Die Erwähnung von Klassen- und Interessensgegensätzen, - generell das u.U. konflikthafte Verhältnis gesellschaftlicher Strukturen und Gruppierungen (einschließlich damit zusammenhängender psychischer und motivationaler Ausstattungen der jeweiligen Individuen) - erinnert zu sehr an marxistische Agitation und läuft der zwar liberalen, aber geschichtslosen "melting pot"-Ideologie und der Fiktion des einheitlich-modernen amerikanischen Typus' entgegen (vgl. Devereux 1978, S. 265 und "Exkurs" II der vorliegenden Arbeit).

Die relative Ausblendung konflikthafter Prozesse, durch die sich das Kardiner'sche, letztlich auch Lintons Modell auszeichnet, findet ihre Entsprechung in den harmonisierenden Auffassungen der zeitgenössischen US-amerikanischen Soziologie (hier insbesondere der struktur-funktionalistischen Theorie Parsons).

⁴⁹ Erstmalig war die genannte These von Kaplan (1954) anlässlich der Auswertung von Rorschach-Tests aus vier verschiedenen Gesellschaften aufgestellt worden; sie ist eine der wichtigsten Herausforderungen an den Grundgedanken der klassischen Kultur- und Persönlichkeitsforschung, der für jeweils spezifische kulturelle Milieus unterschiedliche, aber zum Milieu korrespondierende Persönlichkeitsstrukturen vermutet.

Die späte Hinwendung zu einer Auffassung von "Kultur und Persönlichkeit", die gekennzeichnet ist durch Merkmale von (heterogener) Prozeßhaftigkeit, beweist zwar die Lernfähigkeit der jüngeren Vertreter der Kultur- und Persönlichkeitsforschung, nimmt dieser Schule jedoch eins ihrer tragenden Axiome. Sehr weise, aber wenig hilfreich schreibt Schwartz:

"Eine Kultur ist weder homogen noch heterogen; vielmehr hat sie eine komplexe Struktur aus Gemeinsamkeit und Verschiedenartigkeit." (Schwartz 1978, S. 439)

Projektive (Test-) Verfahren

Derartige Verfahren wurden seit etwa Beginn der 40er Jahre in der ethnologischen Forschung angewandt (so Henry 1941; DuBois 1944).

Barnouw schreibt zur Akzeptanz solcher Tests durch die jüngere Kultur- und Persönlichkeitsforschung:

"Das Interesse an projektiven Tests, inclusive des Rorschach-Tests, ist in den letzten Jahren abgeklungen." (Barnouw 1973, S. 314)

Im gleichen Sinne äußert sich Bock (1980, S. 99). Hingegen schreibt Spindler:

"Es gibt gewisse Anzeichen, daß es zu einem Wiederaufleben solcher Vorgehensweisen kommt." (Spindler 1978, S. 27)

Schon seit der Einführung der genannten Tests wurden kontroverse Einschätzungen abgegeben (Barnouw 1973, S. 311); insbesondere neo-behavioristisch orientierte Wissenschaftler stehen ihnen ablehnend gegenüber (Lindesmith und Strauß 1968), wohingegen eine eigentümliche Koalition aus psychoanalytisch und transkulturell-statistisch arbeitenden Ethnologen sie überwiegend befürwortet.

Barnouw nun gehört zu den optimistischsten Verfechtern solcher Tests, vor allem des Rorschach-Tests:

"... die Verwendung des Rorschach-Tests hat sich oft als sehr erhellend erwiesen und zudem zu Informationen geführt, die in enger Übereinstimmung mit solchen aus anderen Quellen stehen ... Der Rorschach-Test scheint oft zu 'funktionieren'." (Barnouw 1973, S. 312)

Als seine Vorteile empfindet er u.a. die Möglichkeit zur Aufdeckung ansonsten verborgen gebliebener Sachverhalte; weiterhin sei er gerade aufgrund seiner Unstrukturiertheit und geringen Konkretetheit zur Anwendung in verschiedenen kulturellen Milieus geeignet; er setze keine Alphabetisierung bei den Adressaten voraus, und diese könnten auch verschiedenen Altersgruppen angehören ... (Barnouw 1978, S. 65).

Kaplan (1961) betont die Frage der Repräsentativität der getesteten Personen; weiterhin warnt er vor der Vorstellung, "die Persönlichkeit sei im Mikrokosmos des Testprotokolls eingefangen" (Kaplan 1961, S. 238). Wichtig sei es, die Testsituation immer wieder neu zu analysieren und auf Störeinflüsse hin zu hinterfragen; in Ermangelung lokaler Normen müßten Interpretationen, insbesondere interkulturelle Vergleiche, äußerst kritisch vorgenommen werden. Auch sollten nur engumgrenzte Phänomene (motivationale und kognitive Systeme bei Kaplan) untersucht werden. Unter solchen Einschränkungen seien projektive Tests ein sinnvolles Hilfsmittel innerhalb eines breit angelegten multidimensionalen Vorgehens (Spindler 1978, S. 196).⁵⁰

Einen sehr guten und differenzierten Überblick gibt Spain. Er zeigt, wie wenig die Probleme bei der transkulturellen Anwendung projektiver Tests wirklich gelöst sind; so kommt er dann zu dem eher enttäuschenden Schluß:

"Dennoch ... wird die Verwendung projektiver Tests in der psychologischen Anthropologie nicht zum kompletten Scheitern verurteilt, aber doch von beträchtlicher Frustration begleitet sein." (Spain 1972, S. 299)

Kulturelle Determinierung

Die Kultur- und Persönlichkeitsforschung muß in der Boas'schen relativistischen und anti-evolutionistischen Tradition gesehen werden; daneben steht sie für das Bemühen, mit Hilfe der Synthese kultureller und psychologischer Aspekte ein Gegengewicht zu setzen gegen die extreme, ebenfalls auf Boas sich berufende "culture sui generis"-Auffassung der "Kulturalisten" einerseits (beispielsweise Kroeber 1917 oder 1952; ähnlich White 1947; vgl. Spindler 1978, S. 13 und 14, sowie "Exkurs" II d. vorl. Arb.) und den "psychologischen Reduktionismus" der klassischen Psychoanalyse andererseits, z.B. bei Róheim (vgl. Anm. 52). Zunehmend erliegt jedoch auch die neue Richtung der Versuchung des kulturellen Determinismus: zentraler Gesichtspunkt, beginnend mit der Hochphase der Kultur-

⁵⁰ In dem Maße jedoch, wie der gesamt-kulturelle Rahmen bei der Interpretation von Rorschach-Tests berücksichtigt wird, geht der (postulierte) Vorteil der "blinden" Auswertung: Tests als unabhängige, der Validierung dienende Datenquelle (vgl. das Vorgehen DuBois', "Exkurs" I), verloren.

und Persönlichkeitsforschung in den 40er und 50er Jahren bis zur Gegenwart, sei mittlerweile "ein unverhülltes und heftiges Interesse am Schicksal von Individuen innerhalb bestimmter kultureller Gegebenheiten" (Williams 1975, S. 4). Im gleichen Sinne schreibt Spindler:

"Wie auch immer der Prozeß der Wechselwirkungen zwischen kulturellem und psychischem Bereich aussehen mag, Kultur wurde als dem Individuum zeitlich vorgängig und, bezüglich des Kausalzusammenhangs, als übergeordnet angesehen, und, bis fast zur Gegenwart, ohne Verbindung zu einer biologischen oder technologischen bzw. kulturökologischen Basis gedacht." (Spindler 1978, S. 16)

Die Einschätzung von Kultur als homogenem Bedingungsgefüge - in Zusammenhang mit dem erwähnten "tabula rasa"-Konzept - ist innerlich verknüpft mit der These der uniformen Prägung eines Großteils der Mitglieder einer Gesellschaft.

Zudem besteht ein logischer Zusammenhang mit der These der frühkindlichen Prägung: wird "Sozialisation" (hier: "Enkulturation") in erster Linie in der frühen Kindheit angesiedelt, so muß zwangsläufig von einem einseitigen "Prägungsprozeß" ausgegangen werden: gerade im Kleinkindesalter wird eher vom Aufnehmen der Umwelteinflüsse zu sprechen sein als davon, daß das Kind - abgesehen von seiner bloßen Existenz und dem damit verbundenen Wirkpotential! - aktiv auf seine kulturelle Umwelt Einfluß nimmt...

Der kulturelle Determinismus der (klassischen) Kultur- und Persönlichkeitsforschung nun ist als ein Sonderfall innerhalb einer allgemeineren, umwelt-deterministisch argumentierenden Sozialisationstheorie aufzufassen (vgl. Liegle 1980, S. 201).⁵¹

Prinzipiell kann auf die sehr einseitige Hervorhebung kultureller Prägemechanismen auf unterschiedliche Art reagiert werden:

1. Zum einen haben sich einige Kritiker vor allem durch die Eingrenzung auf **kulturelle** Bedingungen herausgefordert gefühlt. Sie befürworten die Einbeziehung ökologischer und/oder (historisch-) materialistischer Faktoren in den Prozeß der Persönlichkeitsbildung - fordern, m.a.W., die (Wieder-) Erweiterung zum (allgemein-) umwelt-deterministischen Modell:

⁵¹ Liegle macht in Durkheim den wichtigsten frühen Repräsentanten solcher soziogenetischer Sichtweise aus; diese selbst wiederum sei als Gegenposition gegen erbbiologisch-evolutionistische Strömungen der damaligen Zeit aufzufassen (Liegle 1980, S. 200). Auch ein verkürzt verstandener ("Vulgär"-) Marxismus fußt auf solchen eindimensionalen Vorstellungen der reinen Prägung psychischer Strukturen und Mechanismen (als eines Teilbereiches des "Überbaus") durch die Gegebenheiten der gesellschaftlichen Produktionssphäre, der "Basis" (vgl. jedoch das Marx-Zitat S. 63 d. vorl. Arb.).

Ökobiologische Vorgänge als Determinanten für Verhaltensweisen bzw. die Entwicklung psychologischer Eigenschaften wurden anlässlich der Vorstellung der Wallace'schen Theorie bereits behandelt (vgl. S. 54 d. vorl. Arb). In Form einer Möglichkeit hatte sich in diesem Sinne ja schon DuBois geäußert. Auch Whittings Ansätze zu einer ökologischen Sozialisationstheorie (im engeren Sinne) fanden Erwähnung.

Als Vertreter einer historisch orientierten kulturmaterialistischen Auffassung sei nochmals Harris zitiert, der neben seinem wiederholten Verweis auf die determinierenden Umwelt-, technologischen und Produktionsbedingungen (Harris 1968, S. 462) die Berücksichtigung der diachronen Perspektive, gerade im Hinblick auf kulturellen und sozialen Wandel, einfordert:

"[Es ist] ... zu verlangen, daß die zeitliche Perspektive zu allen psychokulturellen Studien hinzukommt ... Wir sehen, wie die Mozart-begeisterten Deutschen sich in die Bestien von Buchenwald verwandeln, wie die autoritären Japaner zu den Demokraten Asiens werden." (Harris 1968, S. 456; Ergänzung M.A.)

2. Gegen die genannte umweltdeterministische Position steht eine Denkweise, die die **kulturtranszendierende, universale** Ausstattung des Menschen mit biologischen Merkmalen stärker in den Vordergrund stellt. Dieses Spektrum reicht von einer rein ethologischen über eine biofunktionalistische bis hin zur sog. "psychogenetischen" Sichtweise.⁵² Als Beispiele für ethologisch ausgerichtete Arbeiten seien hier genannt Ekman (1973) und Kaufman (1975).⁵³ Auch die Freeman'sche Kritik an Meads Samoa-Forschung ist erklärtermaßen von Sympathien für den ethologischen Standpunkt geleitet (Freeman 1983).

Ein Anthropologe, der immer wieder auf die universellen Aspekte der Biologie des Menschen - und damit seiner Bedürfnisse - als begrenzendes Größe für die Variationsmöglichkeiten kultureller Organisation verweist, ist Spiro:

"... die Kultur- und Persönlichkeitsforschung betrachtet soziale Systeme notwendigerweise in Hinblick auf zu erreichende Ziele, zu erfüllende Funktionen und zur Befriedigung anstehende Bedürfnisse. Umgekehrt ... ist ... ihr Bestreben, die

⁵² Letztere Position möchte alles Kulturelle (Soziale) auf Psychisches (und damit Biologisches!) zurückführen. Immerhin gründen deren klassische Vertreter, also sowohl Freud als auch Róheim, ihre Thesen auf die Annahme primärer biologischer Vorgänge: so Freud in seiner Triebtheorie, der er in der biologischen Fundierung den Charakter naturwissenschaftlich-objektiver Seriosität verschaffen möchte, Róheim im Hinblick auf die biologische Tatsache der (im Verhältnis zu anderen Primaten) verlängerten Hilflosigkeit und Abhängigkeit des menschlichen Kleinkindes, worin er die Ursache für universelle psychische Vorgänge erkennt (z.B. Róheim 1950).

⁵³ Einen Überblick in dieser Hinsicht geben Ekman und Friesen (1975).

Wege aufzuzeigen, auf welchen Persönlichkeitsformationen soziale und kulturelle Systeme dahin gelangen lassen, ihre sozialen Funktionen zu erfüllen." (Spiro 1961, S. 490)

Deutlich wird hier eine Art biofunktionalistische Argumentation bei Spiro, die ihn aber auch Fragen des (inneren) sozialen Wandels einer Gesellschaft diskutieren läßt:

"Doch sind Persönlichkeitsvariablen für den Erhalt ebenso wie für den Wandel sozialer Systeme gleichermaßen wichtig." (Spiro 1961, S. 470)

- Verantwortlich für solchen sozialen Wandel nun sind, folgt man Spiro, u.a.:

"Die Bedürfnisse und Triebe des psychobiologischen Organismus, dessen Frustrationen einen ständigen innovativen Druck ausüben." (Spiro 1961, S. 470)

Hier rekurriert Spiro nun auf das Freud'sche Konfliktmodell, wie er überhaupt sich im Laufe seiner weiteren theoretischen Entwicklung zunehmend an psychoanalytischen ("psychogenetischen") Gesichtspunkten orientiert. Damit verbunden ist die Abkehr vom Thema "innerer Wandel" (einer Gesellschaft) und eine deutlichere Hinwendung Spiros zu den intra-individuellen systemkonformen psychischen Vorgängen (der Abwehr, Verschiebung usw.), die, von der Kultur "angeboten", alternativ in derartigen Konfliktsituationen wirksam werden können.

Natürlich ist für Spiro das Repertoire an solchen psychischen Mechanismen, die eine Kultur "bereitstellen" kann, durch die universelle Struktur des Menschen begrenzt. Zusammenfassend begreift er - neben der biologischen Ausstattung - "Kultur" ("Culture") als eine Konstituierende der menschlichen Natur, die Kultur ("The" Culture) als eine jeweils besondere Form, der menschlichen Natur ihren Ausdruck zu verleihen (Spiro 1978: "Culture and Human Nature").

Der bekannteste Vertreter einer rein psychogenetischen Sichtweise ist, im Gefolge Freuds, Róheim, der sich mit Kardiner immer wieder hitzige Debatten geliefert hat (vgl. z.B. Schoene 1966, Anm. 486). Auf Róheim soll jedoch an anderer Stelle näher eingegangen werden.⁵⁴

3. Auch viele neuere Entwicklungen in der Anthropologie/Ethnologie (bzw. Soziologie) haben gezeigt, wie dieser "Falle der kulturellen Überdeterminierung" ("The trap of cultural over-determinism", Spindler 1978, S. 16 und S. 22) ausgewichen

⁵⁴ Daneben gibt es schon früh eine Reihe von Theoretikern, die "psychogenetische" und "kulturdeterministische" Positionen gleichrangig zu verbinden suchen (z.B. Erikson oder Bettelheim in ihrem "psychosozialen" Ansatz); auch die Empfehlung "komplementaristischen Vorgehens" durch Devereux gehört - zumindest, was die Gleichrangigkeit betrifft - hierher. (Zu den Positionen Róheims, Eriksons, Bettelheims und Devereux' vgl. auch "Der lange Atem der Psychoanalyse" im folgenden sowie Kap. II., 1. und "Exkurs" II).

werden kann. Hier aufzuführen wäre beispielsweise die strukturelle Anthropologie Lévi-Strauss', die kognitive Anthropologie (Kultur als "ideational order" nach Goodenough 1964) oder auch der interaktionistische Ansatz (G.H. Mead 1934; Goffman 1959; Blumer 1969). Auch die symbolische Anthropologie bietet hier eine grundsätzlich andere Perspektive. Entscheidende Diskussionsprozesse zwischen Vertretern dieser Strömungen und der Kultur- und Persönlichkeitsforschung scheinen jedoch nicht zustande gekommen zu sein.

Zusammenfassend steht der kulturelle Determinismus der Kultur- und Persönlichkeitsforschung als letzte und extreme Konsequenz einer Argumentationskette, die mit der These eines radikalen kulturellen Relativismus ihren Anfang nimmt (vgl. Rudolph 1968): Geht man von der (vermeintlich) unbegrenzten Variabilität kultureller "Settings" aus und wird zudem das zu "enkulturierende", neugeborene Individuum als "tabula rasa" begriffen, gleichzeitig jedoch auch die tendenzielle Übereinstimmung des "Kulturcharakters" mit den Persönlichkeitsmerkmalen der Erwachsenen angenommen, so drängt sich die Annahme eines eindimensionalen kulturellen Prägemechanismus geradezu auf. Tatsächlich aber muß die universelle, unter anderem auch triebbestimmte, psychische Struktur des Menschen (in Abhängigkeit von seinen biologischen und allgemein-kulturellen Konstituentien - letzteres als Ausdruck seiner Eigenschaften als Kulturwesen an sich)⁵⁵ eine viel stärkere Berücksichtigung erfahren, wie dies neuere Arbeiten zum Thema auch belegen. Dies einmal akzeptiert, scheint es gleichfalls sinnvoller, von einer dialektischen Wechselwirkung zwischen Individuum, Gesellschaft und Kultur - insbesondere auch bezüglich des "Sozialisations"- bzw. "Enkulturationsprozesses" - auszugehen. Kein anderer als Marx schreibt:

"Die materialistische Lehre, daß die Menschen Produkte der Umwelt und der Erziehung, veränderte Menschen als Produkte anderer Umstände und geänderter Erziehung sind, vergißt, daß die Umstände eben von den Menschen geändert werden ..." (Dritte These über Feuerbach) und "daß also die Umstände ebenso sehr die Menschen wie die Menschen die Umstände machen." (Marx in MEW III, S. 6 und 38)

⁵⁵ Wobei hier biologische wie (allgemein-)kulturelle Konstituentien nicht als irgendwie einander nachgeordnet angesehen werden sollten; gerade aus entwicklungsgeschichtlicher Perspektive können nämlich beide mühelos als aus dem Prozeß der Evolution gleichzeitig hervorgegangene ("Ko-Emergentien") begriffen werden (vgl. Witherspoon 1985, S. 24f.).

Empirie versus Hermeneutik

Auch an der Kultur- und Persönlichkeitsforschung sollte der klassische Streit zwischen "Empirikern" und "Hermeneutikern" nicht vorübergehen.

Wie in den anderen "Wissenschaften vom Menschen" (Medizin, Psychologie, Soziologie) steht auch in der Anthropologie/Ethnologie der aus den Geisteswissenschaften herrührende verstehende und ganzheitliche ("hermeneutische") Ansatz den empirisch ausgerichteten Verfahren gegenüber, wie sie von den "harten", "erklärenden" Naturwissenschaften übernommen wurden. Eine zusammenfassende Gegenüberstellung solchen "idiographischen" versus "nomothetischen" Vorgehens im Rahmen der Kultur- und Persönlichkeitsforschung gibt Spindler (1978, S. 31).⁵⁶ So haben an "größerer Objektivität" interessierte Wissenschaftler immer wieder den spekulativen Charakter der Kultur- und Persönlichkeitsforschung beklagt. Exemplarisch sind hier die Arbeiten von Orlansky (1949), Lindesmith und Strauß (1950/1968), Inkeles und Levinson (1954/1961) und vielen anderen zu nennen. Befriedigt darf Pelto 1967 konstatieren:

"... Bedeutsame Fortschritte werden derzeit bei den Forschungsmethoden erzielt. Während weiterhin viele Studien erscheinen, in denen impressionistische Beobachtungen aus dem Feld als Daten über die psychologischen Eigenschaften von Völkern hingenommen werden, scheint es insgesamt zu einer Abnahme des anekdotischen Psychologisierens zu kommen - unter gleichzeitiger Zunahme von mit größerer Sorgfalt erstellten systematischen Forschungsvorhaben, die auf kontrollierter Beobachtung, Testverfahren oder anderen quantifizierbaren Materialien beruhen." (Pelto 1967, S. 187)

Gerade die ausführlich dargestellten Arbeiten Whittings und seiner Mitarbeiter können für diese, von Pelto begrüßte, verstärkte empirische Ausrichtung als repräsentativ angesehen werden.

Die genannten "härteren", häufig auf statistisch-interkulturellen Vergleichen basierenden Studien erhöhen zwar Objektivität und Zuverlässigkeit, allerdings zum Preis der Einengung des "Fokus" (Honigmann 1975, S. 610). Nach LaBarre (1978) und

⁵⁶ Ursprünglich geht die Theorie der "Hermeneutik" sowie deren Abhebung von den "empirischen", naturwissenschaftlichen Verfahren auf Dilthey (1924) zurück. Ähnlich hatte Windelband (1924) die "idiographische" der "nomothetischen" Methode gegenübergestellt. Letztere Terminologie ist dann auch in die Ethnologie eingegangen (vgl. z.B. Mühlmann 1938, in jüngerer Zeit Stagl 1981).

Die genannte Auseinandersetzung ("Empirie versus Hermeneutik") erinnert in gewisser Weise an den "Positivismusstreit" in der Soziologie, wie er zwischen den "Kritischen Rationalisten" (im Gefolge Poppers) und den Hermeneutikern einer "kritisch-dialektischen" Ausrichtung (Horkheimer, Adorno, Habermas, und andere Vertreter der "Frankfurter Schule"), geführt wurde bzw. wird (Hartfiel und Hillmann 1982, S. 597).

Bock (1980) steht solches "nomothetisches" Vorgehen in der Tradition der experimentellen (meist behavioristisch beeinflussten) "akademischen" Psychologie, deren Vertreter LaBarre "würdigt" wie folgt:

"Ehrbare Zwangscharaktere, die die dunkle Befürchtung haben, daß die Wahrheit nicht bei ihnen zu finden ist, weshalb sie sich mehr und mehr mit schützender Methodik wappnen." (LaBarre 1978, S. 264)

Das eher ganzheitliche und "idiographische" Vorgehen der "klassischen" Kultur- und Persönlichkeitsforschung (Mead, Kardiner, DuBois, z.T. Nationalcharakterstudien) wird von Honigmann gerechtfertigt:

"Solche Schlussfolgerungen werden annehmbar aufgrund ihrer Eigenschaften von Plausibilität und innerer Stimmigkeit ... und die Bewertung dieser Eigenschaften erfolgt in erster Linie nach logischen ..., weniger nach empirischen Kriterien." (Honigmann 1975, S. 611)⁵⁷

Ebenfalls kritisch gegenüber einer zunehmend durch naiven Empirismus gekennzeichneten Sozialforschung schreibt Adorno:

"Unwahr wird der isolierte Social Research, sobald er die Totalität, weil sie seinen Methoden prinzipiell entgleitet, als ein gewissermaßen metaphysisches Vorurteil ausmerzen möchte." (Adorno 1957, S. 253)

Nichtsdestoweniger sind in den letzten Jahren - nach Einschätzung von Williams - überwiegend an "harten" Methoden ausgerichtete Arbeiten zur Kultur- und Persönlichkeitsthematik erschienen, die sich entsprechend nur noch selektiven Fragestellungen zuwenden (Williams 1975, S. 19; vgl. auch Kap. III dieser Arbeit und die ausführliche Diskussion bei Fischer 1981).

Angesichts des starken Überwiegens der genannten Art von Studien stellt sich ein wachsendes Gefühl von Unzufriedenheit ein: zu partiell, zu oberflächlich erscheinen mir meist die Ergebnisse solcher nomothetischer Methodik, zu gering die "explikative Potenz" dieser Arbeiten. Auch der Aufwand - gemessen am Ergebnis - spricht in meinen Augen dafür, daß nomothetische Verfahren in vielen Fällen zum Selbstzweck geworden sind.

Dennoch: Handelt es sich um klar abgegrenzte Hypothesen, deren Annahme oder Ablehnung sich in einem größeren theoretischen Zusammenhang als von ausschlag-

⁵⁷ Ähnlich argumentierte schon Mead (1953b).

gebender Bedeutung für die weitere Argumentation erweist, ist m.E. ein solches nomothetisches Vorgehen gerechtfertigt.

Natürlich ist der Standpunkt der "Nomothetiker", die eine gewisse Beliebigkeit und schlechte Überprüfbarkeit in den idiographisch ausgerichteten Studien ausmachen, nicht von der Hand zu weisen: zu häufig wurden über gleiche Gesellschaften bzw. Kulturen von verschiedenen Anthropologen und Anthropologinnen die gegensätzlichsten Einschätzungen abgegeben (vgl. z.B. Mead und Freeman über Samoa). Wie z.T. schon dargelegt wurde, spielen **subjektive Momente** - überwiegend auf Seiten des Ethnologen, z.T. auch in der Beziehungsdynamik zwischen diesem und den Angehörigen der fremden Kultur - hier eine entscheidende Rolle.

Zur Aufdeckung solcher Prozesse nun kann die **Psychoanalyse** - als ein besonderes hermeneutisches Verfahren (z.B. Lorenzer 1986) - inhaltlich wie methodisch ein systematisches Instrumentarium liefern; in der Form der **Ethnopsychanalyse** läßt sie weiterhin den (idiographischen) Blick "auf's Ganze" zu, ermöglicht nach meiner Ansicht aber "zuverlässigere" und "gültigere" Aussagen, als dies die klassisch-idiographischen Studien tun. Gleichzeitig wird so die Scheinlösung einer empirisch-statistischen Zersplitterung vermieden.

Der lange Atem der Psychoanalyse

Die psychoanalytische Position (im engeren, d.h. nicht-neofreudianischen Sinne) bezieht sich auf mehrere der genannten Kritikpunkte; eines ihrer Hauptanliegen besteht darin, in der Wiederaufwertung psychophysischer Gesetzmäßigkeiten die These von der primär kulturellen Determinierung der Persönlichkeit zu Fall zu bringen bzw. stark zu relativieren.⁵⁸

Durchgängig und am konsequentesten hat - im Gefolge Freuds - diese Haltung Róheim vertreten. Zwar postulieren beide, Freud und Róheim, letztlich biologische Vorgänge als Determinanten für die psychische Grundsituation des Menschen (vgl. Anm. 52). Allerdings sieht Róheim - im Gegensatz zu Freud - nicht mehr die Triebhaftigkeit des Menschen in Zusammenhang mit der genetisch verankerten Ahnung um den in der "Urzeit" geschehenen Vaternord als verantwortlich an für die obligatorische Entwicklung der ödipalen Situation - und damit der Schaffung von Kultur: Für ihn liegt deren Ursprung vielmehr in dem allgemeinen Erlebnis der frühkindlichen Hilflosigkeit und Abhängigkeit von erwachsenen Bezugspersonen (Róheim 1943 u. 1950; Schoene nennt dies "ontogenetischen Universalismus": 1966, S. 51):

⁵⁸ Die frühe Auseinandersetzung um die "Universalität" des Ödipus-Komplexes kann für diese Debatte als exemplarisch angesehen werden; vgl. Spiro mit einer Zusammenfassung und erneuten Stellungnahme, sowie Edmunds und Ingber (auf die Spiro verweist), die eine ausführliche Bibliographie zum Thema erstellt haben: Spiro (1982), Edmunds und Ingber (1977).

"Zivilisation hat ihren Ursprung in der verlängerten Kindheit, und ihre Funktion ist Sicherheit" (Róheim 1943, S. 100)

Somit entspringt für Róheim Kultur unbewußten Triebkräften, Sublimationsprozessen etc. - insbesondere auch dem Bedürfnis, dem Gefühl der frühkindlichen Abhängigkeit und Hilflosigkeit Stabilisierendes entgegenzusetzen. Damit wird Kultur zum System, welches in ihren Institutionen Abwehr- und Entlastungsmöglichkeiten für den Einzelnen bereitstellt; stärker noch als bei Freud erhält sie bei Róheim den Charakter einer "kollektiven Neurose" (Róheim 1934).

Andere an einer allgemeinen Kulturtheorie interessierte Psychoanalytiker haben diese These vom Abwehrcharakter der Kultur aufgenommen und z.T. auch weitergeführt. Hier ist in erster Linie W. Muensterberger⁵⁹ zu nennen, aber auch Vertreter des "Ich-Psychologischen Ansatzes" (s.u.) argumentieren - mit Einschränkungen - in diesem Sinn (z.B. Hartmann; Kris und Loewenstein 1951/1969; vgl. ebf. die Position Spiros, S. 62 d. vorl. Arb.): Im Laufe der weiteren Entwicklung der Psychoanalyse gibt es zunehmend fließende Übergänge zwischen der klassisch reduktionistischen "psychogenetischen" Sichtweise (bei Freud oder Róheim) und solchen Ansätzen, die - neben der Beibehaltung originär psychoanalytischer Thesen - auf die Relevanz der soziokulturellen und historischen Gegebenheiten, speziell für die Ausbildung der "Ich-Strukturen" der Individuen, verweisen.

Solche Theorien werden innerhalb der Psychoanalyse auch als "Ich-Psychologie" bezeichnet; einer ihrer wichtigsten Repräsentanten war, neben dem schon erwähnten Hartmann, der Psychoanalytiker David Rappaport.⁶⁰

Natürlich ist der "psychosoziale Ansatz" eines Erikson oder Bettelheim aufs engste verwandt mit der hier skizzierten (Kultur-) Theorie der "Ich-Psychologen". Für alle Genannten definiert sich zwar Kultur auch als ein übergeordnetes Abwehrsystem; daneben verweisen sie jedoch verstärkt auf den positiven Aspekt von "Ermöglichung", den diese - zumindest in vielen Fällen - ihren Angehörigen bietet.⁶¹

Sehr prägnant formuliert dies Erikson:

⁵⁹ Ein Publikationsorgan, dessen Autoren in ihren Interpretationen immer wieder auf solche Zusammenhänge verweisen, ist "Psychoanalysis and the social sciences", bzw. ab 1960: "The psychoanalytic study of society"; ursprünglich war Róheim, später Muensterberger (der auch einige ethnologisch relevante Studien veröffentlicht hat), neben anderen, Herausgeber dieser Zeitschrift (vgl. Boyer 1989, S. XX).

⁶⁰ Vgl. Kutter und Roskamp (Hg., 1974), insbesondere das Vorwort Kutters (ebda.); wahrscheinlich steht die Herausbildung der "Ich-Psychologie" mit dem Aufkommen des "Neo-Freudianismus", möglicherweise sogar mit der Kultur- und Persönlichkeitsforschung selbst in indirekter Weise in einem geistesgeschichtlichen Zusammenhang (vgl. "Exkurs" II).

⁶¹ Daß die in Anm. 35) und 47) dargestellten Ausschnitte aus den Arbeiten Eriksons und Bettelheims nun gerade nicht für den "Ermöglichungscharakter" von Kultur sprechen, versteht sich von selbst; die genannten Beispiele waren von mir gewählt worden, da sie verdeutlichen, wie diese Autoren - im Rahmen ihres allgemeinen psychosozialen Ansatzes - ein dem Kardiner'schen Modell (bzw. dem der "klassischen" Kultur- und Persönlichkeitsforschung) deutlich überlegenes Erklärungsparadigma entgegensetzen können. Solche Interpretationen (z.B. zum deutschen Faschismus, s.o.) hindern die Genannten jedoch nicht daran, sich grundsätzlich auch den positiven Aspekten von Kultur (im Gegensatz zu

Anstatt zu betonen, was die Zwänge der sozialen Organisation dem Kind versagen können, wollen wir hervorheben, was die soziale Ordnung dem Kind zunächst gewährt, indem sie es am Leben erhält und sich auf spezifische Weise seinen Bedürfnissen anpaßt und es in einen bestimmten kulturellen Lebensstil einführt." (Erikson 1966/1988, S. 43)

Ein entscheidendes Argument haben alle hier genannten, eher traditionell-psychoanalytisch orientierten Theoretiker in ihrer Auseinandersetzung mit der Kultur- und Persönlichkeitsforschung auf ihrer Seite. Letztlich auf Róheim sich berufend, vertreten sie die These vom emotionalen Milieu als einem Faktor, welcher für die Persönlichkeitsentwicklung wahrscheinlich größere Bedeutsamkeit besitzt als die äußerlich sichtbaren Sozialisationspraktiken und formalen Institutionen. U.a. hieraus resultiere die Tatsache, daß bei vergleichbaren Sozialisationspraktiken verschiedene Charaktertypen und bei unterschiedlichen Arten der Kindererziehung ähnliche Charaktertypen entstehen könnten (vgl. Hartmann, Kris und Loewenstein 1969). In diesem Sinne schreibt Axelrad sehr treffend:

"Gleichgültig, wie korrekt die Standardmethoden der Kindererziehung in irgendeiner Kultur beschrieben werden, so zeigen sie in der Realität doch verschiedene Resultate. Die Erwachsenenpersönlichkeit irgendeines Individuums ist zum Teil abhängig von den unbewußten Phantasien der Person, die die Methode zur Anwendung brachte ... Obwohl die Kultur die Standards festlegt, sind es die Eltern und nicht die Kultur, die das Kind erziehen ... Die unbewußten Einstellungen desjenigen Menschen, der das Kind großzieht, gehen mit in die Erziehungspraxis ein. Das Kleinkind wie das ältere Kind - beide sind Einstellungen gegenüber ebenso empfänglich wie Verhalten. Sie nehmen unbewußte Einstellungen möglicherweise noch stärker wahr als die eigentliche Praxis, und sicherlich in viel stärkerem Maß als die kulturell vorgegebenen Standards des elterlichen Verhaltens. Der Erwachsene ... ist sich im allgemeinen nicht im Klaren darüber, welches seine eigenen [unbewußten] Einstellungen sind ... Deswegen sind sowohl Beobachtung als auch Interview unzureichend. Eine Methode, die die unbewußten Phantasien mit einbezieht, ist erforderlich ... Hier wäre das beste Instrument die Psychoanalyse von repräsentativen Mitgliedern der Kultur." (Axelrad 1955/ 1969, S. 291-292)

ihren "versagenden" Anteilen oder ihren Abwehraspekten) zuzuwenden, wie dies das im Text folgende Zitat Eriksons zum Ausdruck bringt.

Den beschriebenen nomothetischen Verfahren steht die Meinung der psychoanalytisch orientierten Anthropologen sehr kritisch bis ablehnend gegenüber:

"Alles sogenannte Nomothetische verdreht und wirkt sinnentstellend ... Der nomothetische Blick auf eine Kultur ist, soweit ihm der Rang einer unentbehrlichen Vorannahme eingeräumt wird, ein psychischer Abwehrmechanismus." (LaBarre 1978, S. 266)

Speziell solche Argumentation macht sich der (in Kap. II zu behandelnde) Ethnologe und Psychoanalytiker Devereux zu eigen. Devereux setzt sich für eine vollkommene methodologische und inhaltliche Neuorientierung im Bereich der psychoanalytischen Anthropologie ein; auch eine einfache Synthese beider Disziplinen - ähnlich, wie sie beispielsweise die "Ich-Psychologen" vorschlugen - ist nicht in seinem Sinne.

Devereux richtet seine Aufmerksamkeit auf den Einfluß des Beobachters, insbesondere seine Ängste und damit verbundene Übertragungs- und Gegenübertragungsmechanismen (Devereux 1967/1973). Unter Berufung auf das von dem Physiker Bohr entwickelte "Abtötungsprinzip" beschreibt er das Phänomen, daß bei allzu weitgehender Annäherung an einen Gegenstand zum Zwecke dessen Untersuchung oder Erklärung dieser real oder begrifflich verändert oder zerstört wird (1973, S. 289; vgl. S. 33 d. vorl. Arb.).

Allerdings sollen die im Beobachter ablaufenden emotionalen Prozesse nicht mehr nur als systematische Fehlerquelle angesehen und nach Möglichkeit eliminiert werden: vielmehr ermöglicht allein ihre reflektierende Einbeziehung angemessene Erkenntnis (Devereux 1973, S. 17-21).⁶²

Eine der Konsequenzen aus seinen Thesen ist die von Devereux favorisierte Forderung nach "komplementaristischem" Vorgehen. Sie ist - zusammen mit seiner Theorie über die Rolle des Beobachters - der Beginn eines neuen Paradigmas in der psychoanalytisch orientierten Ethnologie.

Résumé

Es wurde hier der Versuch unternommen, einige der zentralen Thesen (bzw. Vorgehensweisen) der Kultur- und Persönlichkeitsforschung einer ausführlichen Kritik zu unterziehen.

Im einzelnen meine ich gezeigt zu haben:

⁶² Natürlich ist es für die "Empiriker" nur zu ärgerlich, daß Devereux seine Kritik an ihrer Arbeitsweise ausgerechnet auf die neueren Axiome der "harten" Naturwissenschaften stützen kann!

Die Vorstellung von der "frühkindlichen Prägung" ist eine zwar verführerische, in dieser einseitigen und "triebberingigten" Form aber keineswegs von der klassischen Freud'schen Theorie gedeckte Prämisse. Auch die Annahme, (vermeintlich) gefundene Persönlichkeitsstrukturen seien überwiegend oder sogar ausnahmslos durch kulturelle (Sozialisations-) Faktoren zustande gekommen, ist nicht haltbar: zu wenig Beachtung durch die "klassische" Kultur- und Persönlichkeitsforschung finden - bezüglich der Persönlichkeitsbildung - solche dynamischen Faktoren, wie sie aus sozioökonomischen und historischen Prozessen ebenso wie aus individuell-biographischen Ereignissen sich ergeben. Auch zur Erfassung nicht-institutionalisierter Verhaltensweisen, z.B. der emotionalen Grundhaltung von Eltern ihren Kindern gegenüber, hat sich das Instrumentarium der Kultur- und Persönlichkeitsforschung als nicht geeignet erwiesen; dieses "emotionale Milieu" nun ist wahrscheinlich von größerer Bedeutung als die äußerlich sichtbaren Sozialisationspraktiken, was Róheim und einige von ihm beeinflusste Theoretiker auch mit großer Pointiertheit herausstellen. Die in vielen Arbeiten imponierende Schlüssigkeit, die die postulierte Kausalkette: determinierende Sozialisationspraktiken (als kulturelle Merkmale) führen zu korrespondierenden Persönlichkeitsstrukturen - auf den ersten Blick belegt, ist nur eine scheinbare: Nach meiner Auffassung sind die vorgeblichen psychologischen Eigenschaften der Mitglieder einer anderen Kultur letztlich nichts anderes als das Resultat der Übertragung kultureller "Termini technici" (bezüglich der Sozialisationspraktiken) in eine psychologische Terminologie: Strenges Sauberkeitstraining führt zum "analn Charakter". Auch sogenannte "unabhängige" Verfahren, mit denen beide Bereiche ("Kultur" und "Persönlichkeit") getrennt erfaßt werden sollen, greifen hier zu kurz, zumal die Person des Ethnologen und die durch sie ausgelösten Verzerrungen in unbekanntem Ausmaß als "Artefakte" eingehen; letztere wirken gleichgerichtet und führen damit zur scheinbaren Bestätigung o.g. These. Natürlich muß auch die Annahme einer nach Abschluß der Kindheitsphase zeitlebens stabilen Charakterstruktur verworfen werden. Ebenso hat sich gezeigt, daß die Vorstellung von der "Uniformität" bzw. der relativen Übereinstimmung der psychischen Merkmale der Angehörigen einer Gesellschaft (Kardiners "Basispersönlichkeit") immer weiteren Relativierungen unterworfen werden mußte, so daß sie m.E. als theoretische Prämisse nicht weiter bestehen kann. Nicht zuletzt fußt diese Vorstellung auf einem widerspruchsfreien, tendenziell harmonischen Gesellschaftsbegriff, der "kulturelles Milieu" als unidirektionale Größe begreift. Gerade solche Konstruktionen entspringen zwar dem inneren Bedürfnis von Wissenschaftlern wie Laien, komplexe und widersprüchliche Realitäten in übersichtlichen, "sparsamen" ("parsimonious" i.S. Shweders 1979/80) Modellen zur Abbildung zu bringen, haben jedoch mit dieser Realität letztlich wenig zu tun.

Daß angesichts der sich auftuenden Schwierigkeiten, die genannten psychischen Strukturen der Mitglieder fremder Gesellschaften unabhängig und valide zu erfassen, auch der Einsatz projektiver Verfahren von nur zweifelhaftem Wert ist, wurde ebenfalls dargelegt. Schließlich scheint in der Kultur- und Persönlichkeitsforschung

die Berücksichtigung universaler biologischer und psychischer Eigenschaften des Menschen, d.h. unter anderem seiner Triebstruktur, nur sehr unzureichend gegeben.⁶³ Dies ist nicht zuletzt die Folge eines zu weitgehenden kulturellen Relativismus, dem sich die überwiegende Mehrheit der Vertreter dieser Theorie verpflichtet fühlt.

Nach meiner Auffassung mußte die Kultur- und Persönlichkeitsforschung an der Größe und Komplexität des von ihr gewählten Gegenstands scheitern. Zu umfassend ist die interdependente Realität von Kultur bzw. Gesellschaft, Individuum und Gruppe, als daß hier einfache Kausalbeziehungen - auch nur modellhaft - die Wirklichkeit adäquat erfassen könnten. Dies gilt um so mehr, als sich offensichtlich Methodologie und Forschungsstrategie als unzureichend und grundsätzlich anfällig für vielerlei Arten von "bias" erwiesen haben. Auch der beständige Ruf nach verbesserten (jedoch nicht grundsätzlich anderen) Methoden, "wissenschaftlicherem" Vorgehen (z.B. Barnouw 1973, in seinem "Retrospect ...") ähnelt eher einem verzweifelten Rückzugsgefecht, als daß man davon ausgehen könnte, in der Verwirklichung solcher Forderungen "die" Lösung für die aufgezeigten Problembereiche zu finden. Allenfalls schafft solch verstärkt nomothetisches Vorgehen (als die nächstliegende Antwort auf Forderungen obiger Art) eine Perspektive für die, die sich sowieso nur noch mit ausgewählten Fragestellungen beschäftigen möchten und sich vom Gesamtgegenstand längst abgewandt haben.

So bleibt offensichtlich nur noch der Sprung zu einem vollkommen neuen inhaltlichen wie methodologischen Paradigma, will man noch irgendeinen Teil des ursprünglichen Anspruchs einlösen. Nach meiner Auffassung kann "Ethnopsychanalyse" solches leisten; daß sie in vielerlei Hinsicht von der Wiederaufnahme originärer psychoanalytischer Thesen bestimmt ist, scheint mir hierfür eine entscheidende Voraussetzung.

⁶³ Dies kann jedoch nur "cum grano salis" gelten. So hat beispielsweise Kluckhohn - ein bekannter Repräsentant der amerikanischen "Cultural Anthropology", der ebenfalls viele Arbeiten über "Kultur- und Persönlichkeit" veröffentlicht hat - auch immer wieder auf die Berücksichtigung biosozialer Universalien bei der kulturbezogenen Untersuchung psychischer Phänomene gedrängt (insbesondere: Kluckhohn und Morgan 1951).

Von diesem stammt auch die mittlerweile fast sprichwörtliche Bemerkung, daß "jeder Mensch in mancher Hinsicht so ist wie alle anderen, in mancher so wie einige andere und in mancher so wie kein anderer" (Kluckhohn und Mowrer 1944, zit. nach Beuchelt 1974, S. 367). Dies ist zwar richtig, kann aber im besten Falle gerade noch als rhetorisches Aperçu gegen die radikal kulturrelativistische Position akzeptiert werden. Denn: um zu solchen Binsenweisheiten zu gelangen, bedarf es keiner aufwendigen Kultur- und Persönlichkeitsforschung.

Ähnlich ergeht es einem mit dem von Kluckhohn und Mowrer entwickelten korrelativen Schema zur Gegenstand ("Kultur und Persönlichkeit"). Letzteres ist zwar umfassend, führt m.E. jedoch zu keinem weiteren Erkenntnis, als daß alles irgendwie mit allem zusammenhängt (1944/1963, S. 291).